



Gorgone, terracotta, 4. Jh v. Chr., Orvieto, Archäologisches Nationalmuseum

Hémécht 1/2018

DER HIMMLISCHE ORT. DIE ETRUSKER UND IHRE GÖTTER

DAS BUNDESHEILIGTUM VON ORVIETO.

Musée national
d'histoire et d'art
Luxembourg

Marché-aux-Poissons
L-2345 Luxembourg
www.mnh.lu

mardi-dimanche 10h-18h
jeudi 10h-20h
lundi fermé

16.03. – 02.09.2018

MNHA

LE GOUVERNEMENT
DU GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG
Ministère de la Culture

LUXEMBOURG

FONDAZIONE CASSA DI
RISPARMIO DI ORVIETO

cargolux

MIDAS
WEALTH MANAGEMENT

Hémécht

Luxembourg
Château Grand-Ducal de Colmar-Berg
Großherzogliches Schloß Colmar-Berg



Max Schmitz

Zwischen Druck und Handschrift.
Die Brüder Mameranus und die Herrschaft
Karls V. in einem Neuzugang der luxemburgischen
Nationalbibliothek (Ms 871)

Gast Mannes

Komm sofort nach Hause! Mutti.
Das Ausleseverfahren der Nationalpolitischen
Erziehungsanstalt (NPEA) Colmar-Berg
in den Jahren 1941 bis 1943

Wolfgang Müller

Wetterheiliger der Großregion: Donatus von Münstereifel in
Luxemburg und im Bistum Trier

Forschungsberichte / Rapports de recherche

Comptes rendus / Buchbesprechungen

Abstracts

Jg. 70
2018
Heft 1

Revue d'Histoire luxembourgeoise
transnationale, locale, interdisciplinaire
Zeitschrift für Luxemburger Geschichte
transnational, lokal, interdisziplinär

Archaeologia Luxemburgensis – Bulletin du Centre National de Recherche Archéologique, Nr. 1–2014 (ISBN 978-2-87-985329-1); Nr. 2–2015; Nr. 3–2016, ISSN 2354-5526, 20 € je Ausgabe.

Mit der Zeitschrift *Archaeologia Luxemburgensis* hat das CNRA (*Centre National de Recherche Archéologique*) ein Medium geschaffen, um seine Arbeiten einem großen Publikum näherzubringen und über das archäologische Erbe Luxemburgs zu informieren. Seit 2014 erscheint die Zeitschrift jährlich unter Aufsicht von François Valotteau, einem Archäologen der Abteilung Vorgeschichte des CNRA. Sie kann im Museum-Shop des MNHA (*Musée National d'Histoire et d'Art*) bezogen werden.

Bisher konnte sich der interessierte Leser über die vom MNHA herausgegebene Zeitschrift *Empreintes* (2008-2014; von 1990-2005 Musée Info) unter anderem über aktuelle archäologische Forschungen auf dem Gebiet Luxemburgs informieren. Daneben berichtet die seit 1989 in wechselnder Herausgeberschaft erscheinende Zeitschrift *Archaeologia Mosellana* von archäologischen Forschungen in der Großregion. Diese erscheint aber nur unregelmäßig (1989, 1993, 1998, 2002, 2003, 2005, 2007, 2012, 2014) und umfasst archäologische Forschungen aus dem gesamten SaarLorLux-Gebiet. Mit der Auslagerung der archäologischen Forschungen aus dem MNHA und der Gründung des CNRA 2011 als zuständiger Behörde für die nationale Archäologie ist es nur folgerichtig, dass das CNRA beschlossen hat eine eigene Zeitschriftenreihe herauszubringen. Hierin sind alle historischen Epochen vertreten, von der Vor- und Frühgeschichte über die gallorömische Zeit, das frühe Christentum und das Mittelalter bis hinein ins 20. Jahrhundert.

Ein wichtiges Anliegen der jungen Behörde ist es, über die *Archaeologia Luxemburgensis* ihre Aufgaben und die theoretischen Überlegungen, die diesen zugrunde liegen, bekannt zu machen. So setzt sich Foni Le Brun-Ricalens, der Leiter des CNRA, im Editorial der ersten beiden Bände mit zentralen Fragestellungen des Umgangs mit Denkmälern auseinander. Im ersten Editorial, betitelt „*Patrimoine archéologique: une importante ressource culturelle sous-estimée*“, bespricht der Autor den Stellenwert von Bodendenkmälern in der heutigen Gesellschaft und die Notwendigkeit, diese zu schützen und zu erhalten. Er sieht die archäologischen Denkmäler als „*véritable livre d'histoire*“, da sie einen Einblick in die Geschichte des Gebiets des heutigen Luxemburg erlauben. In diesem Sinn würden die Bodendenkmäler einen „*lien entre les générations*“ darstellen, welchen es dauerhaft zu erhalten gelte. Darüber hinaus sei der Denkmalschutz ein wichtiger Faktor der touristischen Attraktivität und der allgemeinen Lebensqualität Luxemburgs und somit im Interesse der nationalen Politik. Er beschreibt dann die innerhalb des CNRA vorgenommenen Neuerungen, welche insbesondere das Ziel verfolgen,

eine bessere Zusammenarbeit mit den Akteuren der Raumplanung und des Bausektors zu erreichen. Zuständig für diese Zusammenarbeit sei der *Service du suivi archéologique de l'aménagement du territoire*, dem Heike Pösche als Konservatorin seit 2014 vorsteht. In einem Beitrag in der dritten Ausgabe der *Archaeologia Luxemburgensis* berichtet sie über die Aufgaben und Methoden des Service und das rezente Umdenken in Richtung der Präventivarchäologie (Nr. 3–2016, S. 9-17). Sie beschreibt, wie die Methoden der Präventivarchäologie in Zukunft systematisch für das gesamte Luxemburger Gebiet angewendet werden sollen, sodass Fundstellen gezielt aufgespürt und ggf. erforscht werden können, bevor Bau- oder Infrastrukturprojekte diese akut gefährden.

Neben diesen Stellungnahmen zu Aufgaben und Methoden der Behörde berichten die restlichen Beiträge über die Aktivitäten des CNRA und dessen Partner. Das Spektrum der Beiträge spiegelt hierbei die drei Missionen des CNRA wider: „*Inventarisierung*“, „*Erforschung*“ sowie „*Schutz und Inwertsetzung des nationalen archäologischen Erbes*“ (nach <http://cnra.lu/de/cnra>). Die Beiträge können in vier Kategorien eingeteilt werden.

Den Schwerpunkt bilden Berichte über die Ausgrabungen und Surveys des vergangenen Jahres. Diese betreffen sowohl altbekannte, seit Jahren erforschte Fundstellen wie den Titelberg (Nr. 2–2015, S. 56-67 & S. 68-75; Nr. 3–2016, S. 30-41) als auch bisher unbekannte Standorte, die beispielsweise aufgrund von Luftbildern als potentielle Fundstellen eingeordnet wurden (Nr. 2–2015, S. 43-55). Die Rahmenbedingungen der einzelnen Ausgrabungen sind sehr unterschiedlich, von der Ausgrabung geschützter „*Monuments nationaux*“ wie dem Titelberg bis hin zu Stadtkernforschungen inmitten der Altstadt Luxemburgs (Nr. 2–2015, S. 144-161).

Einen großen Anteil der Zeitschrift bilden Berichte über die Inventarisierung und Auswertung von Altfunden. Hierbei handelt es sich um die Dépôtbestände des MNHA-CNRA und bedeutende Einzelstücke in anderen Sammlungen sowie als Spolien verbaute Objekte. Nena Sand berichtet beispielsweise über die Inventarisierung der Altfunde des MNHA-CNRA (Nr. 2–2015, S. 138-143) und gibt somit einen Einblick in einen wichtigen Aufgabenbereich archäologischer Forschung, welcher meist nicht sichtbar ist und somit nicht wahrgenommen wird. Sorgfältig aufgearbeitete Inventare sind die Grundlage weiterführender Auswertungen, da heute nicht abzusehen ist, über welche Methoden die Archäologie künftig verfügen wird und welche Erkenntnisse demnach möglich sein werden. Das prominenteste Beispiel hierfür ist die sog. „älteste Luxemburgerin“, die Brandbestattung aus Heffingen-„*Loschbour*“ (Nr. 2–2015, S. 14-41). Bei der Entdeckung 1935 wurden die verbrannten Knochenreste zwar eingesammelt, ihre Bedeutung wurde aber erst erkannt, nachdem sie 1998 im Dépôt wiederentdeckt und paläoanthropologischen Untersuchungen unterzogen wurden. Hierbei hat sich gezeigt, dass es sich um die Überreste einer weiblichen Person handelt, deren Bestattung in den Zeitraum 7050-6690 v. Chr. fällt. Auffällig ist zudem, dass die Knochenreste sog. „cut marks“ aufweisen, was in Verbindung mit der Brandbestattung als ungewöhnlich gilt. Ein weiteres Beispiel der Neuauswertung eines Altfunds ist die Untersuchung des römischen Marmorkopfes aus Boevangesur-Attert, welcher heute im archäologischen Museum in Arlon aufbewahrt wird (Nr. 1–2014, S. 48-67). Nachdem man aufgrund der aufwändigen Frisur für Jahrzehnte davon ausgegangen ist, dass es sich um das Porträt der Frau eines reichen

Villenbesitzers handelt, konnte Henner von Hesberg zeigen, dass es sich um die Skulptur eines Knabendienerers handelt. Dass man in der römischen Provinz, zudem in ländlichen Gegenden, auf einen lebensgroßen Marmorkopf einer Dienerskulptur trifft, erlaubt neue Einsichten in das Selbstverständnis der damaligen Bevölkerung, die offensichtlich mit der stadtrömischen Kunst vertraut war und auch die finanziellen Möglichkeiten hatte, aufwändige Skulpturen zu importieren. Es spricht für die Qualität der Zeitschrift, dass die Herausgeber international renommierte Archäologen wie Henner von Hesberg für einen Beitrag gewinnen konnten. Dies bezeugt auch die Bedeutung der archäologischen Funde über die Region hinaus.

Einige Artikel sind dann der Erhaltung und Instandsetzung archäologischer Denkmäler gewidmet. So berichtet Matthias Paulke beispielsweise über die Restaurierungsarbeiten des Tumulus von Bill (Nr. 1–2014, S. 103–110). In der Vergangenheit oft vernachlässigt, ist der Schutz und die Erhaltung archäologischer Stätten heute als integraler Bestandteil archäologischer Forschungen anerkannt. Genau wie Baudenkmäler sind Bodendenkmäler Teil des kulturellen Erbes und wichtige Zeitzeugen, durch welche die Vergangenheit sichtbar gemacht werden kann. Die vierte Kategorie Artikel sind wissenschaftsgeschichtliche Beiträge über Persönlichkeiten der Luxemburger Archäologie. Durch diese Beiträge kann die Entwicklung der hiesigen Forschung nachvollzogen werden und die jeweiligen Resultate können eingeordnet werden.

Ab der 2. Ausgabe folgt auf die wissenschaftlichen Beiträge ein Anhang, in welchem in tabellarischer Form die Aktivitäten und Publikationen des CNRA aufgelistet sind. Besonders nützlich ist der „*rapport d'activité*“, der nach Epochen gliedert die Ausgrabungen des CNRA und kooperierender Amateur-Altertumsforscher sowie die weiteren Tätigkeiten (Vorträge, Schenkungen, usw.) des vergangenen Jahres verzeichnet.

Die Publikation ist ein wichtiges Organ, um die Öffentlichkeit über die Aufgaben des CNRA und die neuesten archäologischen Forschungen im Land in Kenntnis zu setzen. Dies schafft die Grundlagen, um ein großes Publikum für die nationale Archäologie zu begeistern und im konkreten Fall bei der Entdeckung neuer Fundstellen eine erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen der Behörde und den betroffenen Akteuren zu gewährleisten. Die Lektüre ist durch die großzügige Ausstattung mit hochwertigen Plänen und Fotos sehr angenehm, und der jährliche Publikationsrhythmus erlaubt es, die Aktivitäten des CNRA regelmäßig und zeitnah zu verfolgen.

Zu beanstanden wären allerdings einige auffällige redaktionelle Mängel, wie Grammatik- und Rechtschreibfehler, insbesondere in den deutschen Texten.

Christine Ruppert

Peter HENRICH, mit Beiträgen von Petra HELD, Corina KNIPPER und Kurt W. ALT, Das gallorömische Theater von Dalheim „Hossengronn“ Luxemburg (Dossiers d'archéologie XV Musée national d'histoire et d'art / Centre national de recherche archéologique), Luxembourg 2015, 431 S., 161 Abb., zahlreiche Fundzeichnungen, 19 beigelegte Faltpäne; ISBN 978-2-87-985317-8; 35 €.

Bereits 1985 bei Bauarbeiten entdeckt, wurden erste Bereiche des Theaters in Dalheim in den 80^{er} Jahren freigelegt und publiziert (J. Krier & R. Wagener). Weitere

Grabungen folgten in den Jahren 1999-2003 (R. Wagener) und in den Jahren 2007-2008 unter Leitung von P. Henrich, dem Autor des vorliegenden Buches und zahlreicher Publikationen zu Forschungen im Treverergebiet und allgemein in den gallischen und germanischen Provinzen. Auf Grundlage der Erkenntnisse der früheren Grabungen wurden in den beiden abschließenden Kampagnen gezielte Sondagen angelegt, um offenstehende Fragen, insbesondere bezüglich der Bauabfolge, zu klären. Ein weiterer Schwerpunkt war die Erforschung der unmittelbaren Umgebung des Theaters.

Nach dem Kapitel zur Forschungsgeschichte bespricht der Verfasser die Lage und Ausrichtung des Theaters innerhalb des *vicus* und der lokalen Topographie (S. 23-28). Das Theater folgt in seiner Ausrichtung nicht dem Straßenraster der Siedlung, und auch die topographische Beschaffenheit des Hügels scheint die Ausrichtung nur bedingt beeinflusst zu haben. Der Autor geht vielmehr davon aus, dass die vorherige Nutzung des Geländes als Steinbruch und die daraus entstandenen Abbruchkanten die Ausrichtung des Theaters bedingten, möglicherweise in Kombination mit Bezügen zu heute unbekannten, nördlich des Theaters gelegenen öffentlichen Bauten.

Auf diese beiden einführenden Kapitel folgt das Herzstück der Arbeit: die Baubefunde des Theaters und des *Postscaenium* (S. 29-142). Nach einigen einleitenden Worten zu Terminologie und Systematik erfolgt die Beschreibung der einzelnen Bauelemente. Innerhalb dieser Unterkapitel werden die vorgenommenen Sondagen, die verwendete Mauertechnik, die Lage und Größe der Mauerabschnitte und deren Einbindung in den Gesamtbau beschrieben. Um den komplexen Ausführungen folgen zu können, kann der Leser auf einen beiliegenden Faltplan (Plan 2) zurückgreifen, in welchem alle Mauerabschnitte durchnummeriert und die Lage der Sondagen eingezeichnet sind. Insgesamt ist die großzügige Ausstattung mit herausnehmbaren Plänen und großformatigen Abbildungen zu begrüßen, welche eine wichtige Orientierungshilfe bei der Lektüre bieten und anschaulich die besprochenen Bereiche illustrieren. Hierbei ist der Steinplan der unteren Sitzreihen und der *orchestra* hervorzuheben (Plan 9), welcher die Befunde im Maßstab 1:50 dokumentiert. Dieser für die Argumentation des Autors zentrale Bereich des Theaters zeichnet sich durch einen außergewöhnlich guten Erhaltungszustand aus und ist somit ein wichtiges Vergleichsbeispiel in der Reihe erhaltener gallorömischer Theater. Die Ausführungen des Autors überzeugen und fußen auf detaillierten Analysen, insbesondere der Mauertechniken. Die in Dalheim beobachteten bautechnischen Lösungen und Umbaumaßnahmen wurden sorgfältig mit jenen anderer gallorömischer Theater verglichen, um die Gründe für die Umbauten nachvollziehen zu können. Diese im Einzelnen sehr aufwändige Arbeit dient dem Autor im Anschluss als solide Grundlage, um über das Dalheimer Theater hinausgehend die bestehenden Typologien gallorömischer Theater zu prüfen und kritisch zu hinterfragen.

In Kapitel 5 arbeitet der Verfasser die Bauphasen heraus (S. 143-146). Deren Identifizierung wurde dadurch erschwert, dass wegen nachantiker Störungen direkte Schichtanbindungen zwischen den einzelnen Bereichen fehlen. Diese Schwierigkeit konnte durch die Analyse der Mauertechnik zum Teil überwunden werden. Hier ist insbesondere eine nachträglich aufgetragene Mörtelschicht an der Innenseite einiger Mauern zu nennen, welche dem Verfasser erlaubte, die Umbaumaßnahmen

diverser Abschnitte einer Bauphase zuzuordnen. Die vorgeschlagenen Bauphasen erscheinen schlüssig, wobei die Datierungen einzelner Maßnahmen bei der derzeitigen Befundlage hypothetisch bleiben müssen (z. Bsp. Bühnenunterbau).

Im nächsten Kapitel bespricht der Autor die absolutchronologische Datierung der Befunde (S. 149-154). Aufgrund der Auswertung der Kleinfunde konnte als terminus post quem das erste Viertel des 2. Jh. ermittelt werden. Hierauf folgen drei kleinere Kapitel (Erschließung, Besucherlenkung und Platzreservierung in den Theater-Phasen 4 & 5, S. 155-158; Bauschema, Metrologie und Besucherkapazität, S. 159-162; Überlegungen zur Rekonstruktion des Theaters, S. 163-164). In Ersterem wird anhand der Zugänge, Treppen und Absperrungen versucht zu klären, welche hierarchischen Abstufungen zwischen den einzelnen Theaterbereichen bestanden. Bemerkenswert ist, dass das Theater in Dalheim über zwei direkt neben dem Bühnengebäude gelegene Zugänge verfügte, welche einen privilegierten Zugang zum Theater erlaubten. Zwei weitere Besonderheiten des Dalheimer Theaters sind die erhaltenen Altarfundamente und -reste in der orchestra sowie die nachträglich (?) eingebaute *prohedria* mit aufwändig gestalteten Sitzen, wozu es bisher bei keinem anderen gallorömischen Theater Parallelen gibt. Die Untersuchung dieser Elemente liefert wichtige Hinweise zur Nutzung des Theaters in den jeweiligen Bauphasen und somit zu den im Lauf der Jahre wechselnden Bedürfnissen.

In den Kapiteln 10-12 (S. 165-228) berichtet der Verfasser über die rezenten Grabungen im direkten Umfeld des Theaters. Diese Grabungen haben interessante Befunde zur Nutzung des Geländes vor dem Bau des Theaters und zur Datierung der Bauphasen geliefert. Die erste Bauphase des Theaters wurde somit ans Ende des ersten Viertels des 2. Jh. datiert (S. 197), das Ende der Nutzung als Theater ins letzte Viertel des 3. Jh. und die endgültige Aufgabe scheint im Lauf des 5. Jh. erfolgt zu sein. Besonders bemerkenswert sind die Funde, die bei den Grabungen südöstlich des Vomitoriums 1 zu Tage gekommen sind. Hier wurden drei Säuglingsbestattungen und ein Skelett eines mit über 60 Jahren verstorbenen Mannes entdeckt, welche durch Forscher des Instituts für Anthropologie Mainz (Kurt W. Alt, P. Held, C. Knipper, S. 203-205 und 213-223) untersucht wurden. Wie es zu den Säuglingsbestattungen an dieser Stelle kam, konnte nicht abschließend geklärt werden. Der Autor geht davon aus, dass dieser Bereich zur südöstlich angrenzenden Nekropole gehörte und speziell für die Bestattung von Säuglingen vorgesehen war (S. 211). Etwas irritierend an dieser Hypothese ist, dass die Bestattungen innerhalb von Abfallschichten entdeckt wurden und die Säuglinge somit in oder direkt neben einem als Mülldeponie genutzten Bereich bestattet worden wären. Die anthropologischen Untersuchungen der in der darüber liegenden Brandschicht entdeckten Knochen haben ergeben, dass der Mann durch drei Hiebe auf den Kopf getötet wurde. Der gewaltsame Tod in Verbindung mit den Funden in den Brandschichten veranlassen den Autor, diese Schichten in die Zeit der Germaneneinfälle im letzten Viertel des 3. Jh. zu datieren, also jenen Zeitpunkt, in dem das Theater auch seine originäre Nutzung verlor.

Hierauf folgen drei kleinere Kapitel zur Einbindung in das Wegenetz des *vicus*, zum Theater in der Spätantike und zum Vergleich der Bauaktivitäten im Theater mit jenen in der Siedlung. Diese kürzeren Kapitel sowie die vorhin erwähnten Kapitel

7-10 hätte man etwas kompakter gliedern können, um Wiederholungen zu vermeiden und das sehr voluminöse Inhaltsverzeichnis übersichtlicher zu gestalten.

Im abschließenden Kapitel (S. 239-252) zieht der Autor das Fazit des Vorangestellten. Er konnte zeigen, dass eine typologische Einordnung nach den bisher geläufigen Kriterien schwierig ist, da es zwar für einzelne Details Parallelen gibt, die gallorömischen Theater sich insgesamt aber durch sehr individuelle Lösungen kennzeichnen. Er plädiert deshalb dafür, nach dem Vorschlag von F. Dumasy, den Schwerpunkt auf die Entwicklung der Theater, das heißt die Umbauphasen, zu setzen, anstelle wie bisher üblich typologische Einordnungen aufgrund der Bauform oder anderer äußerlicher Parameter vorzunehmen. Konzentriert man sich auf die Entwicklung der Theater, so lassen sich etwa zeitgleich vorgenommene Umbaumaßnahmen (Umbau der *cavea*, Einbau steinerner Sitzreihen) an einer Reihe von Theatern feststellen, in welche sich auch die Entwicklung des Dalheimer Theaters gut einpasst. Interessant wäre es nun auch die kleineren Umbaumaßnahmen des *orchestra*- und Bühnenbereichs, wie sie der Autor im Dalheimer Theater überzeugend herausarbeiten konnte, überregional zu vergleichen, um auf diese Weise die Nutzungsgeschichte gallorömischer Theater besser nachvollziehen zu können. Der Autor hat mit vorliegendem Band einen wichtigen Beitrag für die Erforschung gallorömischer Theater geliefert und wichtige Denkanstöße zu deren typologischer Einordnung vorgelegt. Es wäre zu hoffen, dass die nördlich des Theaters gelegenen Gebäude in Zukunft freigelegt und ihr Bezug zum Theater untersucht werden könnten, um die hier vorgelegten Erkenntnisse zu ergänzen.

Es folgen ein Kapitel zur Auswertung der Funde, eine Zusammenfassung (auf Deutsch und Französisch), die Bibliographie (S. 296-310) und der Katalog der Funde und Befunde (S. 312-428).

Christine Ruppert

Bertram RESMINI (Bearb.), Die Benediktinerabtei St. Maximin vor Trier (Germania Sacra, Dritte Folge 11,1: Die Bistümer der Kirchenprovinz Trier: Das Erzbistum Trier, 13), Berlin/Boston: De Gruyter Akademie Forschung, 2016, 2 Bände, 1461 S., 20 Abb., 3 Faltkarten; ISBN 978-3-11-040944-4; 239,95 €.

Luxemburger Geschichtsinteressierte wissen, und ein Blick auf die Faltkarten der vorliegenden Publikation bestätigt, dass in Mittelalter und Früher Neuzeit die Abtei St. Maximin vor Trier einer der größten Grundbesitzer in der Grafschaft bzw. im Herzogtum Luxemburg war. In Teilband 2, Kapitel 6 über den Besitz der Abtei nimmt denn auch die Darstellung des in Luxemburg gelegenen Besitzes 65 Seiten ein (§ 33.2.1). Die bedeutendsten Hofverbände waren jene von Besch, Dalheim, Donven, Feulen, Frisingen, Heisdorf, Hunsdorf, Lintgen, Mamer, Manternach, Mersch, Mertert, Moutfort, Olingen, Schönberg, Schüttringen, Steinsel, Wasserbillig und Wasserliesch. Nach der Veräußerung des Bockfelsens an Graf Siegfried besaß die Trierer Vorstadtabtei seit dem Spätmittelalter wieder Liegenschaften und Renteneinkünfte in der Stadt Luxemburg. So erwarb sie u. a. 1483 ein Anwesen, das sie zum frühneuzeitlichen Refugium ausbaute. Hier befand sich bis vor Kurzem das Luxemburger Außenministerium (von Resmini irrtümlicherweise „in der heutigen Theresienstraße“ (S. 791) verortet). Das Refugium erlangte im

17. und 18. Jahrhundert immer größere Bedeutung, weil es dem Abt als Zweitresidenz diente, nicht nur wenn er als Primas der Luxemburger Ständeversammlung in der Stadt weilte. Abt Willibrord Schaeffer (1738-1762), Sohn eines Luxemburger Goldschmieds, ließ den heutigen Repräsentationsbau errichten. Resmini kann nicht ausschließen, dass durch Verlust anderer Archivdokumente jene Urkunden, die Güter in der Grafschaft Luxemburg betreffen, zahlreicher erhalten sind (S. 244). Interessant ist auch die Feststellung, dass sich eine ganze Gruppe von Klosterministerialen auf Luxemburger Gütern zu kleinadeligen Vasallen hocharbeiten konnten, denen es gelang, auch Lehen anderer Herrschaften zu erhalten und sich dem Landesherrn zur Verfügung zu stellen (S. 463f.).

Die landespolitische Funktion des St. Maximiner Abtes in der Frühen Neuzeit reiht sich ein in die Bedeutung, die der Abtei als solcher für die Geschichte Luxemburgs zukommt, unabhängig von ihren Besitzungen auf heute Luxemburger Gebiet und von der Präsenz von Mönchen luxemburger Herkunft. Deren Namen liefert Kapitel 7 mit den Personallisten der Äbte, Pröpste, Dekane, Prioren, Zellerare, Hospitalmeister usw. sowie Mönche ohne Amt. (Zu ihrer Auffindung genügt allerdings nicht ein Blick ins Orts- und Personenregister, da Personen luxemburger Herkunft wie Abt Gottfried von Hollenfels (1288-1304) oder Abt Willibrord Schaeffer nicht unter Luxemburg aufgeführt werden.) Seit Siegfried waren die Grafen von Luxemburg Obervögte der Abtei, auch wenn sie ihre Rechte nie außerhalb der Grafschaft geltend machten. Trotz etlicher Usurpationen unterhielt die Abtei stets ein besseres Verhältnis zur Stadt und zu den Grafen von Luxemburg, die viel Klosterbesitz als Lehen besaßen und häufig ihre Vertrauten zu Äbten wählen lassen konnten, als zur Stadt und zum Erzbischof von Trier, der der Abtei ihre Reichsunmittelbarkeit streitig machte: ein wesentlicher Grund für die zahlreich überlieferten Fälschungen St. Maximiner Provenienz. Das enge Verhältnis zu den luxemburger Landesherrn dauerte auch noch im 16.-17. Jahrhundert unter den Habsburgern an, als die Abtei sich gegen den Trierer Kurstaat verteidigen musste. Insofern „bildet die Geschichte der Abtei in jener Periode zugleich einen wichtigen Bestandteil der historischen Entwicklung des politischen Kräftefelds im Westen des Reichs“ (S. 299). Schließlich spielte die Abtei im 18. Jahrhundert auch eine nicht unwesentliche Rolle bei den (gescheiterten) Plänen zur Errichtung eines Bistums Luxemburg.

Es ist das Verdienst Resminis, die Geschichte der Abtei – Resmini spricht gar von einem „Klosterstaat“ – und somit des weiteren Moselraums erstmals bis in die Frühe Neuzeit, genauer bis 1802, dank der Auswertung unzählbarer Quellen nachgezeichnet zu haben. In diesem Teil des fast 200 Seiten umfassenden historischen Überblicks (Kapitel 3) muss der Autor sich denn auch weniger häufig mit Kontroversen auseinandersetzen, die etwa die Echtheit vieler mittelalterlicher Urkunden oder fiktive Abtslisten für das Frühmittelalter betreffen. Im Prinzip meldet er im Vorwort den Anspruch an, sich angesichts der Vielfalt der Überlieferung „in einigen größeren Bereichen auf die Zusammenfassung des momentanen Forschungsstandes [zu] beschränken und auf eigenständige Untersuchungen gelegentlich [zu] verzichten“ (S. V). Den Anspruch hält er aber nicht ganz durch, wie die Replik von Theo Kölzer in den Rheinischen Vierteljahrsblättern zeigt¹. Resmini übernimmt

1 Rezension in RhVjbl. 81 (2017), S. 460-464.

– mit nur leichtem Vorbehalt – die Hypothese von René Klein, dass Graf Siegfried ein Sohn von Herzog Giselbert gewesen sei, was von belgischen Historikern strikt abgelehnt wird. Er distanziert sich hingegen von der Interpretation Rita Voltmers, die in den zahlreichen von der Abtei St. Maximin geführten Hexenprozessen ein Mittel sieht, ihre Hochgerichtsbarkeitsrechte zu demonstrieren. Resminis Argument, vor 1599 hätten Abtei und Erzbischof Johann eng zusammengearbeitet (S. 328), greift aber zu kurz, weil die Inszenierung der Hochgerichtsbarkeit nicht nur im Konflikt mit dem Trierer Kurstaat zu sehen ist, wie die Hexenprozesse vieler kleinadeliger Hochgerichtsherren im Herzogtum Luxemburg zeigt. Erstaunlicher ist, dass die Abtei mit diesen Prozessen gegen die Vorgaben des Provinzialrats verstieß, obschon der Abt in der Ständeversammlung Sitz und Stimme hatte.

Im Übrigen folgt die Monographie dem in der Reihe der *Germania sacra* üblichen Schema: In 37 Paragraphen werden der Reihe nach 1) Quellen, Literatur und Denkmäler, 2) Archiv und Bibliothek, 3) ein historischer Überblick, 4) Verfassung und Verwaltung, 5) religiöses und geistiges Leben, 6) Besitz, 7) Personallisten dargestellt. Nicht behandelt wird die Ausstrahlung der Abtei, etwa durch Aussendung von Mönchen zur Reform anderer Klöster, oder etwa die Nachahmung der Architektur und des Reliquienprogramms der 987 in der Luxemburger Vorburg geweihten Salvator-Stiftskirche.

Die Archivarbeit des Autors grenzt ans Unermessliche. Der umfangreiche frühneuzeitliche Quellenbestand im Koblenzer Landeshauptarchiv war bislang kaum ausgewertet worden. Im Nationalarchiv in Paris entdeckte er die Resignationsurkunde von Abt Lamprecht vom 16. Dezember 1428. In § 25 hat er eine Liste der größtenteils unedierten liturgischen Handschriften aus acht verschiedenen Archiven zusammengestellt. Natürlich wurden auch die Bestände des Luxemburger Nationalarchivs ausgewertet, auch wenn der Autor nicht mitbekommen hat, dass dieses seit 1988 nicht mehr „Staatsarchiv“ heißt. Auch die Bibliographie ist nicht immer up-to-date, was bei der vermutlich jahrzehntelangen Bearbeitungszeit kaum überrascht. Weniger verständlich ist die uneinheitliche Schreibweise luxemburgischer Ortsnamen: Olingen und Esslingen, aber Schuttrange (S. 480); es gibt keinen Grund, die französische Schreibweise auf -ange in einer deutschsprachigen Arbeit zu bevorzugen (wie hier in den meisten Fällen und im Register). Eisenbrouch (S. 802f.) wird trotz Verweises auf Wampach IV (dessen Fortsetzung seit 1997 Resmini noch nicht kennt) nicht als Eisenborn identifiziert. Schwepsange muss korrekt Schwebsange/Schwebsingen geschrieben werden. Die Besitzkarten (Villikationen, Hofverbände, Pfarreirechte) hätte man sich detailreicher gewünscht.

Doch diese paar kritischen Anmerkungen können der Bewunderung vor dem monumentalen Werk über die zweifellos nicht nur für die Luxemburger Geschichte bedeutende Abtei St. Maximin vor Trier keinen Abbruch tun.

Michel Pauly

Jean-Pierre LÉMANT / Cédric MOULIS (dir.), Le Château des fées de Montcy-Notre-Dame. Archéologie d'un site de l'an mil (coll. Archéologie, Espace, Patrimoines), Nancy: PUN – Éditions Universitaires de Lorraine, 2016, 223 p.; ISBN 978-2-8143-0284-6; 15 €.

In dem von Jean-Pierre Lémant und Cédric Moulis herausgegebenen Band werden die Forschungsergebnisse zu der Burganlage „Château des fées“ bei Montcy-Notre-Dame vorgelegt. Die auf dem Steilufer einer Maasschleife gelegene Burg wurde in mehreren Kampagnen ausgegraben, so dass ein recht gutes Bild von ihr gezeichnet werden kann. Wie bereits im Vorwort von A. Matthys betont, ist das Ziel der Publikation nicht nur die Vorlage der Grabungsergebnisse, sondern eine Einordnung der Burg in ihren regionalen und überregionalen Kontext.

Die Arbeit ist in drei übergeordnete Kapitel gegliedert. Jede Sachgruppe wurde von einem Spezialisten bearbeitet, und zwar im Hinblick auf ihre Aussagen in Bezug auf Grenzen, Austausch und kulturelle Praktiken.

Das erste Kapitel ist der historischen Forschung gewidmet; hinzu kommt der Abschnitt von D. Harmand zur Geologie der Region (S. 23-30), die einerseits durch den Mittelgebirgszug der Ardennen, andererseits durch die Maas und ihre Nebenflüsse geprägt ist. Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels (S. 31-41) gehen P. Bertrand, J.-P. Lémant, C. Moulis der Frage nach den historischen Quellen nach, mit denen das „Château des fées“ nur schwer in Verbindung gebracht werden kann. Der zeitgenössische Name der Burg ist unbekannt. Allein zwei Nennungen aus den Jahren 933 (*castrum*) und 1114 (*palatium de Munceio*) könnten sich auf das „Château de fées“ beziehen. Daher bezeichnen die Autoren sie als „l'exemple quasi-parfait du site anhistorique“ (S. 31). Erst aus dem Jahr 1446 liegt eine Quellenangabe vor, die mit Sicherheit mit dieser Burg verbunden werden kann: eine Festung, die man Voiridon nennt; diese liegt in Ruinen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts soll sie wieder instand gesetzt worden sein, doch ergaben sich bei den Ausgrabungen keinerlei Hinweise hierzu. Die Bezeichnung „Château des fées“ taucht 1734 erstmals auf. Der Fokus des Kapitels liegt auf dem Kontext, in dem die Gründung der Befestigung im Spannungsfeld zwischen den regionalen und überregionalen politischen Einheiten zu sehen ist. Hierzu ziehen die Autoren auch die weiteren im Umfeld bekannten Burgen heran, die neben der Lage an der Maas als zentraler Verkehrsachse eine Grenzsituation verbindet. Außer der Frage, wer diese Befestigung errichten ließ, steht die Genese der Territorien insbesondere im späten 9.-10. Jahrhundert im Mittelpunkt der Ausführungen, wobei dem Begriff der „Grenze“ zentrale Bedeutung zukommt. Sie ist nicht als statische Grenzlinie zu verstehen, sondern als Zone mit fließenden Übergängen im Spannungsfeld zwischen den übergeordneten politischen Entitäten nach der Teilung des Fränkischen Reiches im 9. Jahrhundert und kleineren Herrschaften. Der Bau der Burg scheint in einem Prozess zu sehen zu sein, in dem sich bis zum 11. Jahrhundert die Grenze zwischen Frankreich und dem Regnum Teutonicum herausgebildet hat. Ebenfalls im ersten Kapitel werden die Legenden umrissen, die mit der Burg verbunden sind (S. 43-49).

Im zweiten und dritten Kapitel werden die Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen vorgestellt. In klassischer Weise werden zunächst die Baubefunde und daran anschließend die Funde nach Fundgattungen getrennt vorgelegt. Leider wurden die Arbeiten nach 1992 abgebrochen. Erst 2009 konnten erneut Grabungen vorgenommen werden. Der Erläuterung der Methodik folgt im von J.-P. Lémant und C. Moulis verfassten Abschnitt (S. 51-66) die detaillierte Beschreibung der Befunde. Der Text wird um schematische Umzeichnungen der Plana und Profile

ergänzt; zahlreiche Farbfotos illustrieren die wichtigsten Befunde. Anschließend werden die einzelnen Gebäude in Bezug auf Baugeschichte und Funktion abgehandelt und mit anderen Burgen der Region verglichen (S. 67-90). Abschließend werden alle Befunde zur Rekonstruktion der nur kurz währenden Baugeschichte der Anlage zusammengefasst, die offenbar nach einem Brand im frühen 12. Jahrhundert aufgegeben wurde.

Bereits im Titel des Kapitels 3 „Un mobilier aristocratique“ wird vorweggenommen, dass ein Teil der Funde einer gehobenen Gesellschaftsschicht zuzuordnen ist. Die Auswertung der Funde ist allerdings durch den Abbruch der Grabungen 1992 erschwert. Hier wird deutlich, wie wichtig eine zeitnahe Auswertung von Ausgrabungen ist, die leider aus Geldmangel oft nicht erfolgen kann. Der Abschnitt beginnt mit der Untersuchung der zahlreichen Tierknochen (Ch. Samain, S. 92-111) und der Pflanzenreste (E. Bonnaire, S. 113-118). Die einzelnen Tierarten werden in Bezug auf Faktoren wie Schlachtagter und Körpergröße untersucht, auch hier sind Vergleiche mit anderen Fundplätzen Teil der Analyse. Gleiches gilt für die Archäobotanik, deren große Datenbasis Referenz für künftige Forschungen sein wird. Die Untersuchung der Keramik übernahm S. de Longueville (S. 119-135). Der einleitenden Beschreibung zur Methodik und der in Tabellenform beigefügten Übersicht über die prozentuale Verteilung der Gefäßformen und Warenarten folgt die Beschreibung der einzelnen Keramikgruppen. Den größten Anteil stellt erwartungsgemäß regional hergestellte Keramik. Bei der importierten Keramik sind in erster Linie Gefäße aus dem mittleren Maastal um Andenne sowie einige wenige Gefäße aus Autelbas bei Arlon zu nennen. Während die Keramik überwiegend als einfaches Alltagsgeschirr zu werten ist, gehören die von H. Cabart vorgestellten Glasfunde (S. 136-139), insbesondere die Fensterglasfragmente, zu einer gehobenen Lebensführung. Gleiches gilt für einige Funde aus organischem Material, die J.-F. Goret (S. 159-168) als Schachfiguren aus Horn identifizieren konnte. Die Armbrustfragmente und -bolzen dagegen gehören in einen militärischen Kontext. Dieser ist auch bei den Metallfunden erkennbar (V. Serdon-Provost, S. 141-154). Den Verzierungen auf Metallobjekten ist ein eigener kurzer Abschnitt gewidmet. Die Zahl der Münzen aus der Grabung ist recht überschaubar; C. Adam stellte fest, dass alle sicher bestimmbar Stücke in das späte 10. bis frühe 11. Jahrhundert datieren (S. 155-158). Den Abschluss dieses Kapitels bildet die Vorlage der Mühlsteinfragmente von S. Galland-Créty und L. Jaccottey (S. 169-171).

In einer Zusammenfassung (S. 173-177) werden die Ergebnisse nochmals rekapituliert und in der Zusammenschau präsentiert. Angefügt sind außerdem Listen (S. 179-196), die die Analyseergebnisse des Mauerwerkes, die Kurzbeschreibung aller Befunde sowie die Tierknochenfunde (getrennt nach Tierarten und Knochen) beinhalten.

In der Publikation werden die Forschungsergebnisse zur Burg „Château des fées“ umfassend vorgestellt. Besonders der interdisziplinäre Ansatz trägt dazu bei, ein möglichst vollständiges Bild der Anlage zu zeichnen. Während eine Zusammenarbeit mit Geologen, Archäozoologen und Archäobotanikern mittlerweile erfreulich häufig ist, ist der umfangreiche Teil zur historischen Forschung besonders hervorzuheben und ermöglicht erst eine Einordnung der Burg in ihren überregionalen Kontext.

Thilo Schiermeyer

Die Orvaler Handschriften bis zum Jahr 1628 in den Beständen der Bibliothèque nationale de Luxembourg und des Grand Séminaire de Luxembourg, Teil 1 und 2, beschrieben von Thomas FALMAGNE unter Mitwirkung von Luc DEITZ, Wiesbaden: Harrassowitz, 2017; 380+471 S.; ISBN: 978-3-447-10816-4; 186,90 €.

Der zweibändige wissenschaftliche Katalog beschreibt 76 vollständige Handschriften (abgekürzt Hss) und 9 Fragmente (insgesamt 138 kodikologische Einheiten¹) aus der Zeit zwischen dem 9. Jh. und 1628. Diese waren bis zur Französischen Revolution im Besitz des Zisterzienserklosters Orval und werden heute in der Nationalbibliothek und in der Bibliothek des Priesterseminars (BnL: 74 Hss + Fragmente; GS: 2 Hss) aufbewahrt. Die Hss sind größtenteils in Latein, es gibt aber auch einige wenige in französischer (z. B. Ms 28) oder spanischer (Ms 173; 17. Jh.) Sprache.

Die 193 Seiten starke Einleitung im ersten Teilband vermittelt eine ausführliche Darstellung des Skriptoriums und der Bibliothek von Orval im Laufe der Jahrhunderte. Die 102 Farabbildungen am Schluss des Teilbandes zeigen zum Teil wichtige Nahaufnahmen, die für Kunsthistoriker interessant sein dürften, andere auch die Pracht der bedeutendsten Hss.

Der zweite Teilband enthält die sehr detaillierten Beschreibungen der Hss und Fragmente mit den dazugehörigen Registern. Das Inhaltsverzeichnis der zwei Bände, das online aufgerufen werden kann,² vermittelt bereits einen ersten Eindruck der Wissensfülle.

Zu den bedeutenden Hss, die auch anlässlich der Buchpräsentation in der Nationalbibliothek am 12. Juli 2017 ausgestellt waren³, sind Ms 22 (u. a. komputistische Texte); Ms 56 (u. a. Guido de Bazochiis, *Apologia* und *Chronosgraphia*, wahrscheinlich teilweiser Autograf); Ms 72 (u. a. Paterius, *Liber testimoniorum veteris testamenti*; 12. Jh., Teil I in Orval geschrieben); Ms 122 (u. a. Odo Morimundensis, *Analytica numerorum et rerum in theographiam*; 13. Jh., in Orval geschrieben), Ms 127 (u. a. Peregrinus de Oppeln, *Sermones de tempore*; Teil I-IV der Hs. von Johannes Stolpart aus Bastnach geschrieben); Ms 131 (u. a. Bartholomaeus Anglicus, *De proprietatibus rerum* mit figürlichen Motiven als Ausschmückung); Ms 138 (Gaius Plinius Secundus, *Historia naturalis*; früher und sehr großformatiger Zeuge dieses Texts) zu zählen. Des Weiteren verdienen folgende wichtige Hss, die recht seltene Schriften erhalten, Erwähnung: Ms 27 (u. a. Guido de Bazochiis, *Epistolae*; teilweiser Autograf); Ms 87 (ein Teil gehört zu Ms 56); Ms 110 (u. a. Johannes de Alta Silva, *Dolopathos* und Johannes de Plano Carpin, *Historia Mongalorum*); Ms 130 (u. a. Johannes Herolt, *Postilla discipuli super epistolas dominicales*; Teil II der Hs. von Petrus Stolpart aus Wiltz geschrieben); TRE 6 (Aegidius Aureavallensis,

¹ Siehe T. 1, S. 227. Nicht 137 Einheiten, wie in der Kurzbeschreibung von Harrassowitz zu lesen ist: www.harrassowitz-verlag.de/title_1311.ahtml?NKLN=440_A (aufgerufen am 25.8.17). Die Hs. Durham, Cathedral Libr., B III 33 ist im 19. Jh. aus der Nationalbibliothek gestohlen worden und ist in der Zahl 138 nicht inbegriffen.

² Siehe www.harrassowitz-verlag.de/dzo/artikel/201/001/1311_201.pdf?t=1496837644 (aufgerufen am 25.8.17).

³ Erfreulicherweise ist die Powerpointpräsentation online gestellt worden: bnl.public.lu/fr/agenda/2017/07/manuscripts/index.html (aufgerufen am 25.8.17).

Gesta episcoporum; mit Randnotizen von Mauritius aus Neufmoustier). Die Hss Ms 51, Ms 110 und Ms 135, die ins 9. Jh. datiert werden können, sind die ältesten Textzeugen aus der Bibliothek von Orval. Die in Orval geschriebene, bisher wenig beachtete Vollbibel aus dem 2. Drittel des 13. Jh. dürfte für Kunsthistoriker von Interesse sein.

Aufgrund seines Umfangs dürfte das vorliegende Werk Bewunderung beim Leser hervorrufen, und es zeigt eindrucksvoll, wie die Frucht von zirka acht Jahren intensiver Arbeit aussehen kann. Im Vergleich mit anderen rezenten Handschriftenkatalogen der Tiefenerschließung aus dem Harrassowitz Verlag erscheint dieser noch viel detailreicher, als diese es bereits sind. Die hohe Qualität des Katalogs zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass häufig Orvaler Hss mit Exemplaren aus anderen Sammlungen verglichen und in den Kontext der Gesamtüberlieferung der Schriften gestellt werden, wodurch eine außergewöhnliche Tiefenschärfe erreicht wird. Wenn man den Katalog mit dem vorherigen von Jul Christophory (*150 manuscrits précieux [...]*, Luxemburg, 1989) *mutatis mutandis* vergleicht, dann wird der Unterschied im Grad der Erschließung sofort deutlich. Wo im älteren Katalog Ms 138 mit der *Historia naturalis* nur auf einer Seite beschrieben wird, zusammen mit zwei Abbildungen (S. 82-84)⁴, umfasst die Handschriftenbeschreibung im neuen 26 Seiten mit drei Abbildungen (S. 335-360). Obwohl weniger Hss aus Orval als aus Echternach (89 Hss und 153 Fragmente) in Luxemburg aufbewahrt werden, enthält der Teilband 1 sogar mehr Seiten als der entsprechende Teilband für Echternach.

Zu den Verdiensten von Thomas Falmagne gehört die Entdeckung der neun „neuen“ Fragmente (Teil 1, S. 9), die jetzt Orval zugeordnet werden konnten und wodurch sich das schriftliche Erbe der Zisterze vergrößert hat. Außerdem hat der Experte es fertiggebracht, verschiedene Einflüsse und Schaffensperioden nachvollziehbar hervorzuheben. So ist es erstaunlich, dass im 13. und 14. Jh. mehrere franziskanische Schriften Einzug in die Zisterzienserbibliothek gehalten haben. Auf der anderen Seite sind merkwürdigerweise nur vier liturgische Hss nachweislich erhalten, und die Gründe für das Fehlen der anderen sind unklar. In der schriftlichen Einleitung macht er den Leser auf Ms 29 (Abb. 24) aufmerksam, da die darin erhaltene karolingische Minuskel des 11. Jh. ein „offenes *a* auf und unter der Linie“ (T. 2, S. 86) beinhaltet, was für die Schriftheimat zwischen Trier und Lüttich äußerst selten ist und was von den Vorgängern noch nicht beachtet worden ist.

Das monumentale Werk wird unverzichtbar sein für zukünftige Forschungen zur Bibliothek und Bildung im Kloster Orval. Es wird außerdem der unabdingbare Ausgangspunkt sein (vor allem die Anhänge 1 und 2 mit der synoptischen Ausgabe der drei erhaltenen Kataloge), um etwaige noch verschollene Orvaler Hss außerhalb von Luxemburg identifizieren zu können. Das wird jedoch nicht so einfach sein, da einerseits viele Angaben in den alten Bibliothekskatalogen nicht eindeutig genug sind, andererseits lassen einige Indizien darauf schließen, dass vermutlich viele Hss unwiderruflich zerstört worden sind.

⁴ VAN WERVEKE, Nicolas, *Catalogue descriptif des manuscrits [...]*, Luxemburg, 1894, S. 328-329.

An dieser Stelle erlauben wir uns einige bescheidene Verbesserungen vorzuschlagen. Die Abbildung 81 zeigt ein Majuskel-„I“ und kein „S“ wie angegeben. Es scheint hier eine Verwechslung mit einer anderen Initiale auf dem gleichen Blatt 60ra vorzuliegen, denn in der Handschriftenbeschreibung (T. 2, S. 311) ist der Buchstabe richtig angegeben („18zeilige Figureninitiale I“). Die Ortsnamen und andere geographische Bezeichnungen würden wir generell verdeutschen, im Katalog treten deutsche und fremdsprachliche Bezeichnungen auf (z. B. T. 2, S. 444: „Maas-Chiersgebiet“; T. 1, S. 109: „Bastogne“/„Helzingen“).

Abschließend kann der Rezensent beiden Bearbeitern nur zu dieser abgeschlossenen Mammutaufgabe gratulieren. Der BnL obliegt, wie vom Staatssekretär Guy Arendt nochmals explizit unterstrichen, die Aufgabe, ihre Bestände der Öffentlichkeit vorzustellen und zur Geltung zu bringen. Folglich ist zu hoffen, dass der Luxemburger Staat sich seiner Verantwortung stets bewusst sein wird und die notwendigen finanziellen Mittel zur Verfügung stellen wird, damit der dritte und letzte Band dieser Reihe erfolgreich fertiggestellt werden kann.

Max Schmitz

Rom 1312. Die Kaiserkrönung Heinrichs VII. und die Folgen. Die Luxemburger als Herrscherdynastie von gesamteuropäischer Bedeutung, hrsg. v. Sabine PENTH und Peter THORAU (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii, Bd. 40), Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, 2016; XVI+489 S.; ISBN 978-3-412-50140-2; 65 €.

Anfang Oktober 2012 fanden sich in Rom zahlreiche Historiker u.a. aus Luxemburg, Italien, Deutschland und der Tschechischen Republik zusammen, um in einem wissenschaftlichen Kolloquium das 700. Jubiläum der dort stattgefundenen Kaiserkrönung von Heinrich VII. zu begehen, die einen entscheidenden Schritt zum Aufstieg des Luxemburger Grafenhauses zu europäischer Bedeutung markiert. Der nun vorliegende Band versammelt die hierbei entstandenen Beiträge in schriftlicher Form und spannt ertragreich einen Bogen über die fast 130 Jahre von der Herrschaftszeit des ersten bis zum Tod des letzten Luxemburgers auf dem römischen Königs- und Kaiserthron (1308–1437). Er knüpft dabei zugleich an vorangegangene Bände zum Thronjubiläum Heinrichs VII. an.¹

Ein solcher Tagungsband kann freilich den im Vorwort von den Herausgebern beklagten Mangel an einer gesamteuropäischen Perspektive auf die Herrschaftszeit der Luxemburger nicht beheben, die bislang – vielleicht mit Ausnahme der inzwischen schon 18 Jahre alten, programmatisch betitelten Überblicksdarstellung von Jörg K. Hoensch² – lediglich für die im europäischen Maßstab herausragenden

¹ Europäische Governance im Spätmittelalter. Heinrich VII. von Luxemburg und die großen Dynastien Europas, hrsg. v. Michel PAULY, Luxemburg 2010 (Publications de la Section historique de l'Institut Grand-Ducal de Luxembourg, Bd. 124 / Publications du CLUDEM, Bd. 27); Vom luxemburgischen Grafen zum europäischen Herrscher. Neue Forschungen zu Heinrich VII., hrsg. v. Ellen WIDDER, Luxemburg 2008 (Publications du CLUDEM, Bd. 23).

² Jörg K. HOENSCH: Die Luxemburger. Eine spätmittelalterliche Dynastie gesamteuropäischer Bedeutung 1308–1437, Stuttgart 2000 (Urban-Taschenbücher, Bd. 407).

Herrscherfiguren der Kaiser Karl IV. und Sigismund, aber nicht für die Gesamtdynastie versucht wurde. Dennoch zeigt das vorliegende Ergebnis schon anhand der inhaltlichen Qualität der einzelnen Aufsätze – die in diesem Rahmen leider nicht alle ihrem hohen wissenschaftlichen Wert angemessen besprochen werden können –, dass ein Sammelband im besten Falle mehr sein kann als nur die Summe seiner Einzelbeiträge. Allerdings deutet sich schon im auffallend mehrteiligen Titel des Bandes das grundlegende Problem an, dass sich die Verbindung vom Ereignis der Kaiserkrönung 1312 zu den weiterhin behandelten verschiedensten Aspekten der luxemburgischen Herrschaftszeit nicht ganz reibungslos herstellen ließ, was in der Folge zu einer gewissen inhaltlichen Disparität führt. Tatsächlich war es nämlich gar nicht so sehr die allzu kurz währende Kaiserherrschaft Heinrichs, die den späteren Aufstieg der Luxemburger sicherte. Viel wichtiger dafür erscheint jedenfalls die 1310, also zwei Jahre zuvor erfolgte Erwerbung des Königreichs Böhmen für seinen Sohn Johann,³ die erst die politischen und ökonomischen Voraussetzungen für die nachfolgende europäische Politik der Luxemburger schuf und dann 45 Jahre später zur Kaiserkrönung Karls IV. in Rom führte.

Es ist daher nur konsequent, dass der kleinere erste Teil („Heinrich VII. und der Aufstieg der Luxemburger“), der sich hauptsächlich mit der Kaiserkrönung von 1312 und ihrem historischen Umfeld befasst, durch einen Beitrag von Robert Antonín über die Verhandlungen zwischen Heinrich VII. und den Vertretern der böhmischen Stände zur Übernahme Böhmens durch Johann den Blinden 1310 eröffnet wird. Entgegen der Darstellung der Königsaler Chronik, die für die historische Bewertung dieser Vorgänge zumeist grundlegend ist, arbeitet Antonín aus den Quellen heraus, dass es nicht vorrangig die böhmischen Zisterzienseräbte, sondern vielmehr einige böhmische Adelige waren, die mit dem römisch-deutschen König um die böhmische Krone verhandelten. Ansonsten stehen im ersten Teil vor allem die Umstände der Kaiserkrönung von 1312 im Mittelpunkt der Darstellungen. Michel Pauly gelingt eine gründliche Widerlegung der in der Literatur immer wieder vorherrschenden Meinung, Heinrichs Italienzug hätte sich von vornherein auf zu schwache finanzielle und militärische Mittel gestützt. Mit den Vorgängen vor Ort in Italien beschäftigen sich ebenfalls die Beiträge von Peter Herde – in politischer Hinsicht – und Susanna Passigli – in topografischer Hinsicht, während Knut Görich sich eingehend mit der römischen Kaiserkrönung Heinrichs am 29. Juni 1312 und der begleitenden Kommunikation beschäftigt, um daraus folgend den Vorschlag zu machen, die Geschichte dieser Krönung unter dem Aspekt der Möglichkeit oder Unmöglichkeit vertrauensbildender Maßnahmen zu beschreiben. Anschließend beobachtet Michel Margue den Niederschlag der italienischen Ereignisse von 1311-13 in Quellen aus Metz, Lüttich und Trier und stellt dabei fest, dass dort trotz aller namhaften Verluste einschließlich des Herrschers vor allem eine ritterliche Erfolgsgeschichte erzählt wurde, die sich in der Erinnerung neben einer luxemburgischen Interpretation des Kaisertums Heinrichs als Universalherrschaft etablierte.

³ Die Erbtöchter, der fremde Fürst und das Land. Die Ehe Johanns des Blinden und Elisabeths von Böhmen in vergleichender europäischer Perspektive – *L'héritière, le prince étranger et le pays. Le mariage de Jean l'Aveugle et d'Elisabeth de Bohême dans une perspective comparative européenne*, hrsg. v. Michel PAULY, Luxembourg 2013 (Publications du CLUDEM, Bd. 38).

Auch der erheblich größere zweite Teil („Die Luxemburger und Europa“), der die europäische Dimension der luxemburgischen Herrschaft in den Blick nimmt, beginnt zunächst mit dem Italienzug Heinrichs VII. und dessen Nachwirkungen. Indem Johannes Tripps die überlieferten Reste des Pisaner Grabmals Heinrichs und des Pisaner Domschatzes im europäischen Rahmen vergleichend einordnet, kommt er zu der Schlussfolgerung, dass an den Luxemburger hier wie an einen heiligen König erinnert wurde. Auch Mark Mersiowski bezieht sich in seinen Ausführungen zum Finanzwesen der Luxemburger hauptsächlich auf die erstaunlich umfangreich erhaltenen – für ihre Zeit bemerkenswert modernen – Rechnungen zum Italienzug Heinrichs VII., die er erstmals auch anhand der Originalüberlieferung prüfen konnte. Demnach waren es nicht nur italienische, sondern vor allem westeuropäische (brabantische) Vorbilder, an denen sich die frühe luxemburgische Rechnungsführung orientierte. Andere luxemburgische Herrscher wie Balduin von Trier und Karl IV. bauten auf vorhandene Praktiken in neu erworbenen Herrschaftsgebieten auf, die sie vereinheitlichten oder geringfügig anpassten. Den grundsätzlichen Ausführungen von Bernd Fuhrmann zu den wirtschaftlichen Entwicklungen im 14. Jahrhundert schließen sich konkrete Beobachtungen zum Finanzwesen der Luxemburger an. Stefan Weiß betont in seinem Aufsatz über Karl IV. und das Geld besonders die Bedeutung Böhmens für die überlegene Finanzkraft des Kaisers als Grundlage seiner erfolgreichen Politik. Ebenso bildeten die Reichsstädte das Rückgrat der kaiserlichen Finanzen. Allerdings waren die Städte des Reiches im europäischen Vergleich zwar zahlreich, jedoch nur klein und meist unbedeutend, wie Ellen Widder bei ihrer detaillierten Untersuchung zum Verhältnis von Königtum und Kommunen, besonders mit Blick auf Heinrich VII. und Karl IV., betont. Insgesamt bietet der zweite Teil des Bandes ein breites Panorama an verschiedenen Aspekten der luxemburgischen Herrschaft, von der Rolle der verschiedenen Sprachen im weit gespannten Herrschaftsgebiet und an den Höfen (Wolfgang Haubrichs, Pavel Boháč, Eva Schlotheuber), der Modernisierung der kaiserlichen Verwaltung durch Residenzbildung, v.a. in Prag und Ofen (Petr Elbel anhand der Herrscheritinerare), oder durch die Einbindung neuer Eliten in die Verwaltung (Christian Hesse). Pierre Monnet erkundet die europäische Dimension im politischen Programm Karls IV., das er zwischen 1346 und 1356 entwickelte und in seiner *Vita Karoli*, der *Maiestas Carolina* und der Goldenen Bulle publizierte, und entdeckt dabei den Luxemburger als „Wiederbegründer einer großformatigen Reichspolitik“. Eine dezidiert europäische Perspektive verfolgen ebenfalls die Beiträge von Martin Kintzinger, der den prägenden persönlichen Anteil der herausragenden luxemburgischen Herrscher Karl IV. und Sigismund an der Diplomatie ihres Hofes herausstellt, die Überprüfung bekannter Thesen zur luxemburgischen Heiratspolitik durch Amalie Fössel, der von Martin Clauss untersuchte Kreuzzug von Nikopolis 1396, mit dem König Sigismund zwar die Christenheit in der Türkenabwehr einigen und einbeziehen wollte, der jedoch an den allzu unterschiedlichen Motivationen der Beteiligten scheiterte, sowie der abschließende Beitrag von Mihailo Popović über die Beziehungen des ungarischen Königs Sigismund zum Osmanischen Reich, der interessante Fragen zu weiteren möglichen Forschungen aufwirft.

Wie schon betont, verdient jeder einzelne dieser Beiträge die ihm gebührende wissenschaftliche Aufmerksamkeit, zumal die Autoren an vielen Stellen neue Schätze

heben oder die historische Perspektive gewinnbringend erweitern konnten. Dennoch muss naturgemäß der Anspruch unerfüllt bleiben, dass dieser Sammelband die im Titel ambitioniert angekündigte Behandlung der Luxemburger als Herrscherdynastie gesamteuropäischer Bedeutung mehr als nur ansatzweise erfüllen könnte. Dafür mussten in diesem Rahmen allzu viele Lücken offen bleiben, was schon anhand der im Band nicht oder nur am Rande erwähnten Herrscherfiguren Wenzel IV., Jobst von Mähren (und seine mährischen Verwandten), Herzog Wenzel von Luxemburg und weiterer Vertreter aus der zweiten Reihe der Dynastie sichtbar wird. Nur schwer dürfte sich zudem die Forschung zu den Luxemburgern von den – insbesondere in Ostmitteleuropa – eingefahrenen nationalen Perspektiven und Themensetzungen lösen können, als dass sie einfach zu einer europäischen Geschichte im besten Sinne gestaltet werden könnte. Immerhin aber bietet der vorliegende Tagungsband einen guten Auftakt für diesen noch langen Weg.

Uwe Tresp (Düsseldorf)

BAUCH, Martin/BURKHARDT, Julia/GAUDEK, Tomáš/ŽŮREK, Václav (Hg.), Heilige, Helden, Wüteriche. Herrschaftsstile der Luxemburger (1308-1437) (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters; Beihefte zu J.F. Böhmer, Regesta Imperii, 41), Köln/Weimar/Wien 2017, 449 S.; ISBN 978-3-412-50164-8; 55 €.

Für ihre Ausgabe vom 10. August 2017 wählte die deutsche Wochenzeitung Die Zeit das Titelthema „Generation Raute“. Gemeint war damit nicht etwa – wie man wohl annehmen könnte – die Altersgruppe der mit dem Raute-Zeichen (,#‘) aufgewachsenen Menschen, das als sogenanntes *hashtag* auf Twitter seinen Siegeszug antrat und heute aus den sozialen Medien kaum mehr wegzudenken ist. Gemeint war vielmehr jene junge Generation, die sich nur schwerlich an ein Deutschland ohne Kanzlerin Merkel zu erinnern vermag. Während sich der Ausdruck „Generation Merkel“ bereits etabliert hat, ist es nun die charakteristische Handhaltung Angela Merkels, die – als *pars pro toto* fungierend – hinter der Begriffsneuschöpfung steht. Längst war die ‚Merkel-Raute‘ in das Blickfeld der politischen Öffentlichkeit geraten, hatte Debatten über nonverbale Kommunikation ausgelöst, war für Personalisierungsstrategien genutzt und gar zum Sinnbild für den Politikstil der Bundeskanzlerin geworden.

Mit ‚Stilfragen‘ beschäftigt sich auch der jüngst in der Reihe der Beihefte der Regesta Imperii erschienene Sammelband, indem er sich den ‚Herrschaftsstilen‘ der mittelalterlichen Dynastie der Luxemburger zuwendet. Unter leicht verändertem Titel präsentiert er die Resultate einer Konferenz, die vom 30. September bis zum 2. Oktober 2013 in Heidelberg stattfand.

In insgesamt 20 Beiträgen suchen sich die Historiker und Kunsthistoriker dem Gegenstand der ‚Herrschaftsstile‘ anzunähern. Dabei verstehen sie unter ‚Herrschaftsstil‘ keinen in sich geschlossenen Einzelstil, sondern, in Anlehnung an Bernd Schneidmüller, „ein variables Set personal geprägter Handlungs- und Verhaltensweisen eines Herrschers, das geeignet ist, das Image des Herrschers – sowohl performativ als auch durch künstlerische Darstellungen vermittelt – in den Augen seiner Untertanen zu prägen und im günstigsten Fall herrschaftslegitimierend zu

wirken“ (S. 27). Die Epoche der Luxemburger erweise sich in diesem Zusammenhang als „diachrone[s] Untersuchungsfeld par excellence für Herrschaftsstile“ (S. 16), da die Verschiedenheit der einzelnen Herrscherpersönlichkeiten sowie die jeweils stark differierenden Rahmenbedingungen den Editoren zufolge auf eine verhältnismäßig hohe Variabilität der ‚Herrschaftsstile‘ hoffen lassen.

Das „Set personal geprägter Handlungs- und Verhaltensweisen eines Herrschers“ möchten die Herausgeber ausgehend von vier Forschungsachsen ergründen: (1) der ‚Intentionalen Performanz im Rahmen von Ritual und Zeremonie‘, (2) der ‚Reflektierten Politikgestaltung‘, (3) dem ‚Situativen Handeln, den charakterlichen Dispositionen und dem ‚Image‘ des ‚Herrschers‘ sowie (4) der ‚Nutzung von Kunst und Architektur als Medien und Bühne‘. Auf die konzise Darlegung der konzeptionellen Skizze seitens des Herausgeberteams folgen einige ‚Überlegungen zur vergleichenden Analyse spätmittelalterlicher Herrscher‘ von Seiten Gerald Schwedlers, der überzeugend erläutert, inwiefern die Perspektive des ‚Profilers‘ die umstrittene vergleichende Analyse bereichern und „letztlich zu einem klareren Verständnis vom Handeln in der Zeit“ (S. 31) beitragen kann. Mit einer eindeutigen Vorstellung von Anspruch, Zielsetzung und methodischem Grundgerüst des Tagungsbandes startet der Leser somit in die Lektüre der sich anschließenden 17 Detailstudien.

Erleichtert wird die Anbindung der einzelnen Beiträge an den übergeordneten Forschungsgegenstand dadurch, dass ein Großteil der Autoren abschließend kritisch nach der Aussagekraft des eigenen Themas sowie der bearbeiteten Quellen für die Idee der ‚Herrschaftsstile‘ fragt. Dass Beitragende aller vier Forschungsachsen ihre Befunde für das Konzept der ‚Herrschaftsstile‘ fruchtbar machen können, bestätigt die Anwendbarkeit der von den Herausgebern entworfenen Skizze, und innerhalb dieser vor allem die Passung der oben umrissenen „vier Bündel von Elementen [...], an denen sich spezifische Herrschaftsstile konturieren lassen“ (S. 16). Auch in der Praxis erweisen sich die vier definierten Achsen keineswegs als starre Konstrukte, sondern als fließend ineinander übergehend und sich überlappend, sodass das einleitend geäußerte Ansuchen der Herausgeber, die verschiedenen Teilaspekte des Tagungsthemas möglichst parallel zu betrachten, von den Autoren problemlos berücksichtigt werden kann. Die in zahlreichen Aufsätzen anzutreffende multidimensionale Reflexion geht dabei nirgends zulasten der Tiefe der Analyse. Auch die übergeordnete Schwerpunktsetzung ist als gelungen zu bezeichnen, nicht nur mit Blick auf den Leitfaden der ‚Herrschaftsstile‘, sondern ebenso hinsichtlich des der Globalisierungsgeschichte entlehnten Begriffs der ‚Verflechtungen‘. Die nachgewiesenen Arten von ‚Verflechtungen‘ sind dabei vielfältig – von inner- über interdynastische, -städtische und -regionale bis hin zu europäischen –, während das Denken etwa nationaler Kategorie überwunden wird. Ein interessanter Anknüpfungspunkt für künftige Forschung dürfte in diesem Zusammenhang die Betrachtung der unter luxemburgischem Einfluss stehenden Gebiete als ‚Territorialnetz‘ sein sowie die sich hieraus ergebenden Wechselwirkungen und deren Auswirkungen auf den ‚Herrschaftsstil‘ eines Fürsten.

Dem gewählten thematischen Zuschnitt der „Herrschaftsstile der Luxemburger“ entsprechend, stellt das Gros der Autoren eine Facette einer ausgewählten Herrscherfigur aus dem Hause Luxemburg in ihren Fokus. Johannes Abdullahi

analysiert die erste böhmische Goldprägung Johanns des Blinden, Martin Bauch und Václav Žurek widmen sich der Funeralzeremonie Karls IV. bzw. der Weisheit als ostentativem Aspekt seines Herrschaftsstils. Robert Novotný und Lenka Panušková untersuchen das Sozialgefüge des Hofes Wenzels IV. bzw. astrologische Handschriften als Medium seiner Herrscherlegitimation. Márta Kondor, Alexandra Kaar und Annabell Engel befassen sich mit der königlichen Kanzlei unter Sigismund von Luxemburg, seinem Handelsverbot gegen die Hussiten in Böhmen sowie dem Zorn als Herrschaftsinstrument des letzten männlichen Luxemburgers auf dem Konstanzer Konzil. Ergänzt werden diese Betrachtungen durch einige Längsschnittstudien von Nils Bock zu den Heroldsämtern der Luxemburger, Jan Hrdina zur Prager Heiltumsweisung und dem damit verbundenen Pilgerzeichen, Romana Petráková zu herrschaftlicher Repräsentation und sakraler Architektur am Beispiel der Breslauer Dorotheenkirche, Richard Němec zu den Architekten- und Werkmeisterdynastien der Parler und Ensinger und ihren vielgestaltigen Verwobenheiten im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit sowie von Tomáš Gaudek zu Kunst und Kunsthistorikern unter den Luxemburgern. Letztere Beiträge schöpfen dabei nicht nur das Potential ihres Zugangs aus, Veränderungen und Kontinuitäten besonders transparent zu machen, sondern verdeutlichen ebenfalls, auf welche Weise das Konzept des ‚Herrschaftsstils‘ auch für kunstgeschichtliche Untersuchungen fruchtbar gemacht werden kann. Vergleichende Analysen sowie Studien zu geistlichen Herrschern und anderen zeitgenössischen Dynastien vervollständigen insofern das Bild, als sie eine mögliche Kontrastfolie zur kritischen Hinterfragung vermeintlich genuin luxemburgischer Herrschaftsstrategien bilden. Im Rahmen ihres Aufsatzes zum Amtsantrittszeremoniell der Bischöfe von Breslau kommt Ewa Wólkiewicz zu dem Ergebnis, dass die Legitimität eines geistlichen Herrschers durch ein anderes Set an Gesten oder zumindest durch eine andersartige Akzentuierung dieser hergestellt würde als jene eines weltlichen Fürsten. Veronika Csíkós, der es darum geht, am Beispiel des zwischen Luxemburgern und Wittelsbachern umstrittenen Hochstifts Regensburg zu analysieren, ob sich für das eine oder andere Herrscherhaus typische ‚Herrschaftsstile‘ ausmachen lassen, konstatiert, dass die politisch bedeutsamen Familien im Mitteleuropa des 14. Jahrhunderts über ein Set, das durchaus vergleichbare Strategien beinhaltete, verfügten, und dass jene Herrscher, die sich in ihrer Handlungsweise erkennbar davon abhoben, die Ausnahme bildeten. Lukas Wolfinger wagt die Neuinterpretation des Herrschaftsstils zweier spätmittelalterlicher Habsburger, Albrechts II. und seines Sohnes Rudolf IV. Während die ältere Forschung den Übergang von Vater auf Sohn als Bruch in der habsburgischen Politik bewertete, der auf die völlige Unterschiedlichkeit der Charaktere zurückzuführen sei, weist Wolfinger zurecht auf die gänzlich verschiedenen Vorzeichen der Regierungen hin und erklärt das andersartige Auftreten von Vater und Sohn mit der spezifischen Funktion des jeweiligen Vertreters für sein Herrscherhaus. Welcher entscheidenden Bezugspunkt die ‚Dynastie‘ darstellte, erhellt auch Julia Burkhardts Beitrag zu Elisabeth von Luxemburg und Elisabeth von Habsburg, zwei „Herrscherinnen, die ‚genealogisches Selbstverständnis in politisches Handeln‘ umzusetzen versuchten“ (S. 284). Auch weiterhin birgt die Frage nach dem Verhältnis von Dynastie und Legitimität großes Potential, das eine akzentuiertere Betrachtung lohnenswert erscheinen lässt.

Als Untersuchungszeitraum wählten die Herausgeber mit der Periode von 1308 bis 1437 plausiblerweise jene Zeitspanne, während der die Herrscher aus dem Hause Luxemburg den deutschen Königsthron bekleideten. Mit Blick auf die thematische Ausrichtung der publizierten Artikel ist hier ein leichtes Übergewicht der späteren Herrschaftsphase (ab ca. der Mitte des 14. Jh.) zu konstatieren. Eine noch breitere Streuung der Themen und, dadurch bedingt, ein noch ausgewogenerer erster Gesamteindruck hätte erzielt werden können, indem insbesondere die Persönlichkeit Heinrichs VII. stärker berücksichtigt worden wäre. Ferner erfährt der Leser leider nichts darüber, welche ‚Herrschaftsstile‘ die einzelnen Luxemburger mit Blick auf ihre Stammlande wählten, was durchaus wünschenswert gewesen wäre.

Doch diese wenigen neuralgischen Punkte können den überaus positiven Gesamteindruck kaum trüben. Zu beachten bleibt in diesem Zusammenhang, dass der vorliegende Band keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, sondern lediglich den Auftakt einer Diskussion zum ‚Herrschaftsstil‘ als Werkzeug der Mediävistik bilden will. Sehr zu begrüßen ist das Anliegen der Herausgeber, in Zeiten, in denen verstärkt Strukturen und Prozessen innerhalb von Herrschaftsgefügen Aufmerksamkeit geschenkt wurde, an die Bedeutsamkeit personaler und gar persönlicher Ausgestaltungsmöglichkeiten zu erinnern. An vielen Stellen betonen die Autoren des Bandes die hohe Relevanz des Umfeldes des Fürsten sowie der Untertanen nicht nur als Rezipienten, sondern auch als Mitformende des herrscherlichen Images, letztlich als Gestaltende von Herrschaft. Dennoch finden noch immer Konzepte wie das der ‚*société politique*‘, das sich in frankophonen Ländern großer Beliebtheit erfreut, im deutschsprachigen Raum zu wenig Beachtung.

Den abschließenden, prägnant formulierten Beobachtungen Gerrit Jasper Schenks zu den Tagungsbeiträgen bleibt kaum etwas hinzuzufügen. Er nimmt dem Rezensenten einen Teil seiner Arbeit ab, indem er den Forschungsansatz in der Forschungslandschaft verortet, diesen kritisch hinterfragt und Perspektiven für Anschlussforschung aufzeigt. Schenk ist recht zu geben, wenn er schreibt, dass das Analyseraster der ‚Herrschaftsstile‘ wohl aus einem gewissen Unbehagen gegenüber jüngsten Forschungstendenzen entstanden ist, aber nicht das Ziel verfolge, diese zu verwerfen, sondern deren Stärken für das eigene Unterfangen fruchtbar zu machen. Es erweist sich somit als integrativ. Die Impulse, die vom vorliegenden Sammelband ausgehen, sind daher mannigfaltig und äußerst vielversprechend, eröffnen sie der Forschung doch neue Wege.

Christa Birkel

Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Luxemburg. Karl IV., Sigismund und Johann sowie deren Hauptmänner, 1373-1415, bearb. von Franziska HEIDEMANN (Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit, 13), Warendorf: Fahlbusch Verlag, 2016, XVII + 383 S.; ISBN 978-3-925522-27-7; 72 €.

Deux ans après avoir publié – chez le même éditeur et dans la même collection dédiée à «l'étude des Luxembourg dans leur temps» et dirigée par Friedrich Bernward Falbusch et Peter Johanek – sa dissertation doctorale¹, Fr. Heidemann

¹ HEIDEMANN, Franziska, Die Luxemburger in der Mark. Brandenburg unter Kaiser Karl IV. und Sigismund von Luxembourg (1373-1415) (Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit, 12), Warendorf 2014; voir compte-rendu dans Hémécht 67 (2015), p. 490-493.

nous soumet le catalogue, autrement dit l'analyse, par ordre chronologique et avec références archivistiques, éditoriales et bibliographiques, des actes des margraves de Brandebourg de la maison des Luxembourg² ainsi que des actes émis en leur nom par leurs lieutenants-gouverneurs (Landeshauptmänner), de 1373 (date de l'inféodation de la Marche par l'empereur Charles IV de Luxembourg à ses trois fils Wenceslas, Sigismond et Jean) à 1415 (année d'un nouveau processus d'inféodation opéré par le roi des Romains Sigismond au bénéfice de son fidèle, Frédéric VI de Hohenzollern, burgrave de Nuremberg). L'ouvrage relève du catalogue de sources; il ne comporte donc pas de commentaires ni de mise en perspective historique; le lecteur voudra bien, sur ce point, se reporter à l'édition de la thèse de l'auteure.

Au total, le présent catalogue compte 566 actes, se répartissant presque par moitié entre ceux qui relèvent de l'initiative propre des margraves et ceux dus à leurs lieutenants-gouverneurs. La consultation d'une bonne quinzaine de lieux d'archives, en Allemagne, mais aussi en république tchèque ou à Vienne, ont permis de recenser 199 actes conservés en originaux. La constitution de la collection des actes obéit à des règles complexes, elles-mêmes le reflet de l'évolution divergente et chronologiquement différenciée des divers territoires constituant la marche de Brandebourg: Charles IV ayant gardé, jusqu'à sa mort en novembre 1378, la tutelle de ses fils, ceux de ses actes qui concernent le margraviat et ont été passés en son nom ou en celui de ses fils ont été insérés dans la collection. À la mort de Charles, Sigismond hérite des provinces margraviales sises à l'Ouest de l'Oder, tandis que Jean se voit attribuer la Neumark, à l'Est du fleuve, ainsi que le duché de Lusace, nouvellement créé par leur père. Leur aîné, le roi des Romains Wenceslas, avait, quant à lui, renoncé à sa part, abandonnée à Sigismond, ainsi qu'au titre de margquis; ceux de ses actes édictés par lui pour le margraviat, mais au titre de roi de Bohême ou de roi des Romains ne figurent donc pas dans le recueil. Ont été inclus, en revanche, tous les actes d'administration des territoires de la Marche dont la validité nécessitait l'assentiment d'autres membres de la maison de Luxembourg (ainsi Wenceslas ou Josse de Moravie). Sigismond ayant engagé le gouvernement de sa part de la principauté en mai 1388 aux margraves Josse et Procope de Moravie, ses cousins, la série de ses actes s'arrête à cette date. Ont été intégrés, par contre, les actes de Sigismond édictés pour la Neumark après que son frère Jean lui en ait confié le gouvernement, de 1381 à 1388, puis, derechef, de 1396 (mort de Jean) à 1402 (vente de la Neumark à l'Ordre des Teutoniques). De même, figurent dans le recueil les actes que Sigismond a édictés entre 1411 et 1415 pour l'administration des territoires propres du margraviat, récupérée par lui après la mort de son cousin Josse en janvier 1411. L'importance du corpus d'actes émis par les margraves de Moravie, au titre de l'engagère, entre 1388 et 1411, est numériquement telle qu'elle fera l'objet d'une publication ultérieure. L'élévation de Sigismond au trône de Hongrie en mars 1387, puis au titre de roi des Romains en septembre 1410 a eu

² Aux titres de margrave de Brandebourg et archichambrier de l'Empire, acquis par l'empereur Charles IV en 1373 sur le Wittelsbach Othon V, est attachée la dignité d'électeur du Saint-Empire, une pièce maîtresse – s'ajoutant à la dignité électoral comme roi de Bohême, précédemment acquise (1310) – dans la stratégie des Luxembourg pour conserver dans leur lignage le titre de rois des Romains et la possibilité de l'accession à l'Empire.

pour conséquence la part croissante des initiatives prises – et donc des actes émis – par les lieutenants-gouverneurs, puis par Frédéric de Hohenzollern, promu en 1411 capitaine général avant de devenir margrave en titre quatre ans plus tard; cette catégorie particulière est distinguée optiquement des actes proprement princiers par l'usage d'un corps de caractères plus réduit.

La géographie des lieux de souscription des actes est évocatrice : de la soixantaine de lieux identifiés se détachent Berlin, déjà, avec environ 20 % des actes, Buda (Ofen) avec 14 %, Tangermünde³ et Prague (respectivement 8 et 7 %), Brandenburg et Francfort/Oder (3 % chacun), puis Eberswalde⁴, Zagreb (Agram) en Croatie et Blindenburg⁵ en Hongrie.

Si, vers le nord, l'espace couvert par les actes inscrits au catalogue pousse jusqu'aux bouches de l'Oder, au Mecklembourg et jusqu'au Holstein, voire la forteresse de Tapiau, aujourd'hui ville russe de Gvardejskoe, au sud de Königsberg (Kalininograd), et évoque (n° 18, 1374) les engagements des margraves brandebourgeois envers les rois de Danemark et de Suède; vers l'ouest, en revanche, il ne dépasse guère (à l'exception de Constance et d'une apparition fugitive de l'archevêque de Mayence à raison de sa fonction d'archichancelier d'Empire en juin 1374) la ligne Donauwörth–Nuremberg–Hildesheim : la Souabe, la Franconie et les pays au bord du Rhin ne sont évoqués, de façon très générale et convenue, qu'en décembre 1376 et octobre 1377 dans les deux testaments de Charles IV, donnés respectivement à Prague (n° 42) et à Tangermünde (n° 62); le recueil ne recèle enfin qu'une seule mention du Luxembourg : dans un acte (n° 182), daté de novembre 1392, Sigismond, roi de Hongrie et margrave de Brandebourg, s'intitule également « héritier de Bohême et de Luxembourg ».

On ne retirera donc quasiment rien de la consultation de ce recueil pour la connaissance des territoires luxembourgeois historiques. L'ouvrage a, en revanche, le grand mérite, venant après la thèse doctorale et avant une édition complémentaire annoncée, d'ouvrir le regard des historiens « occidentaux » sur la vie politique et administrative et sur les relations de pouvoir dans deux espaces emboîtés : celui de la principauté brandebourgeoise, sise aux confins des cultures germanique et slave, des bords de l'Elbe aux pays de l'Oder et de la Warthe et celui de « l'espace d'action » de la dynastie des Luxembourg en ses aventures et ses itinérances⁶ bohémiennes, hongroises et impériales, voire polonaises. Un travail austère, érudit et rigoureux, d'incontestable utilité, comme le sont tous les ouvrages qui ouvrent aux historiens un accès plus facile aux sources primaires et, par leur truchement, à la matérialité de « la vie des hommes dans le temps ».

Jean-Luc Fray (Clermont-Ferrand)

³ Aujourd'hui : Saxe-Anhalt, Landkreis Stendal, au nord de Magdebourg.

⁴ Auj. : Brandenburg, Landkreis Barnim, au nord-est de Berlin.

⁵ Auj. : Visegrád, sur le Danube, à l'est d'Esztergom.

⁶ On se référera sur ce point au travail de HOENSCH, Jörg K. (dir.), *Itinerar König und Kaiser Sigismunds von Luxemburg, 1368-1437* (Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit, 6), Warendorf, 1995.

JAMEZ, FINETTI et les autres. Origine de la Ville de Luxembourg et atlas des plans et profils des bâtiments militaires de la Ville de Luxembourg, vol. I, Luxembourg: Frënn vun der Festungsgeschicht Lëtzebuerg a.s.b.l., 2014 ; 247 p. ; ISBN 978-2-919896-03-5; 130 €.

C'est de manière plutôt subreptice que les Amis de la Forteresse ont publié en 2014 un volume aux dimensions impressionnantes de 42,5 x 30 cm avec les plans et profils des bâtiments militaires de la ville de Luxembourg relevés au 18^e siècle par le lieutenant-colonel et ingénieur militaire en chef Nicolas Jamez et dessinés par le sous-lieutenant G. de Finetti de l'armée autrichienne. Après un hommage rendu par Robert Wagner à Jean-Pierre Koltz, qui avait découvert l'atlas aux archives historiques de la Défense au château de Vincennes près de Paris, le volume reprend la notice biographique que Jemmy Koltz avait consacrée à Nicolas Jamez en 1964.

L'édition proprement dite comprend deux parties distinctes qui devaient se compléter dès l'origine : un mémoire manuscrit de 27 pages dû à Nicolas Jamez et conservé aux archives de l'État à Vienne ainsi qu'un atlas de 80 planches avec les plans et profils des édifices militaires décrits dans le mémoire et dessinés par G. de Finetti (sauf deux dus à l'ingénieur Weess). Selon le mémoire, cet atlas a existé en trois exemplaires destinés à Vienne, Bruxelles et Luxembourg. C'est l'exemplaire de Vienne qui se trouve aujourd'hui (depuis Napoléon, selon une hypothèse de Rob. Wagner) au château de Vincennes, qui a été scanné pour être imprimé par les Amis de la Forteresse, alors que de l'exemplaire de Luxembourg n'existent plus que quelques planches (aux Archives nationales et à la Staatsbibliothek à Berlin) et que celui de Bruxelles semble avoir disparu.

Les pages du manuscrit de Jamez sont publiées en fac-similé sur les pages de droite, alors que les pages de gauche fournissent une transcription de la plume de Robert Wagner. Le texte de Jamez résume d'abord l'histoire politique de la ville depuis les Trévires et plus particulièrement l'historique de la forteresse en énumérant tous les gouverneurs et commandants de la place « depuis 1050 jusqu'apresent » (p. 17), mais surtout depuis Charles VI. Il décrit ensuite tous les édifices militaires en indiquant si l'ouvrage date de l'époque espagnole, française ou autrichienne tout en insistant sur les constructions les plus récentes. Suit la description des bâtiments « royaux » (c.-à-d. entretenues par l'armée autrichienne) dans la ville : casernes, arsenal, hôpital, magasins, puits, etc., puis des ouvrages appartenant à la ville et entretenues par elle mais servant à des fins militaires comme les portes, ponts, corps de garde, voire les pavés et les pompes à feu. Une courte ajoute, datée de 1775, concerne les bâtiments militaires de la ville d'Arlon. Les édifices récents de Luxembourg décrits par Jamez sont datés de 1730 à 1785, si mon relevé est complet, alors que l'auteur était affecté à la forteresse de Luxembourg en 1746-1750, 1763-1781 et 1784-1788, selon Koltz.

Les mêmes édifices sont représentés dans l'atlas. Les 80 planches, dont un grand nombre sont imprimées sur des pages doubles repliées, sont également assorties sur la page opposée d'une transcription des indications écrites sur les plans. Selon la page de garde originale, les plans ont été dessinés en 1749, 1763 et 1764. Jamez a inséré derrière les plans des onze casernes et de l'hôpital militaire une planche de récapitulation reprenant le nombre de soldats qui peuvent y être logés à raison de 2,5 hommes par lit. Il calcule ainsi un total de 8.545 hommes (auxquels on peut

ajouter, si nécessaire, en temps de guerre 1.709 autres), chiffre révisé en 1774 à 7.545.

Si le livre est d'une esthétique indéniable qui est tout à l'honneur de l'Imprimerie Centrale S.A. et que son prix de vente est fort modique pour ce type d'ouvrage à tirage limité, il ne peut malgré tout entièrement satisfaire sur le plan scientifique : je renonce à énumérer toutes les erreurs de transcription et les fautes linguistiques de l'avant-propos pour exprimer, par contre, un doute: si la mise à disposition du manuscrit et des plans sont absolument à saluer, la transcription me semble superflue, car l'écriture de Jamez est parfaitement lisible même à un non-initié. Par contre, on n'apprend nulle part si les dimensions du livre correspondent aux mensurations de l'original, de l'atlas et/ou du mémoire. On regrettera aussi l'absence d'un glossaire des termes de l'architecture militaire du 18^e siècle. Par ailleurs, les notes de bas de page et les intertitres sont imprimés en jaune sur du papier beige, de sorte qu'ils sont à peine lisibles. Le plan de la forteresse dessiné en 1814/15 par Keibel et repris par Koltz en 1931 est réimprimé deux fois dans le livre (p. 15 et 247) ; la deuxième fois, on y a ajouté en surimpression des chiffres qui semblent renvoyer aux planches de l'atlas, mais aucune légende ne vient le confirmer ni expliquer les couleurs.

Reste la question du destinataire d'un tel ouvrage : le commun des mortels n'en tirera guère profit mis à part un certain plaisir esthétique. Le scientifique tout comme les experts du terrain qui sont confrontés dans la ville de Luxembourg aux vestiges visibles et invisibles des structures militaires dans le sous-sol et en élévation remercieront certainement les Amis de la Forteresse pour leur travail d'édition méritoire, car les erreurs de transcription n'induisent aucun faux-sens. Mais une édition numérisée sur internet n'aurait-elle pas suffi ? Les Amis de la Forteresse, qui auront sans doute du mal à récupérer leur capital investi dans cette édition magnifique, auraient pu obtenir le même résultat à moindres frais.

Michel Pauly

Pierre HORN, Le défi de l'enracinement napoléonien entre Rhin et Meuse, 1810-1814. L'opinion publique dans les départements de la Roër, de l'Ourthe, des Forêts et de la Moselle (Pariser Historische Studien, 107), Berlin/Boston: Walter de Gruyter Verlag, 2017; 474 S.; ISBN 978-3-11-041519-3; 49,95 €.

Pierre Horns Buch analysiert die Entwicklung der öffentlichen Meinung zwischen dem Höhepunkt und dem Ende der napoleonischen Herrschaft in Teilen des heutigen Belgien, Frankreich, Deutschland und in Luxemburg. Im Kern behandelt es die Frage nach Erfolg oder Misserfolg der Inklusion der Bevölkerung eroberter Territorien in dem modernsten Nationalstaat dieser Zeit. Es ist hervorgegangen aus einer geschichtswissenschaftlichen Doktorarbeit, die ein Beispiel europäischer Forschungskooperation ist – zwischen französischen, belgischen, luxemburgischen und deutschen Forschungseinrichtungen. Betreut wurde der Autor von Gabriele B. Clemens (Universität des Saarlandes) und Jacques-Olivier Boudon (Universität Paris-Sorbonne). Horn verfolgt die Fragestellung, inwiefern sich das napoleonische Regime zwischen Rhein und Maas angesichts der Krisen und Kriege dieser Zeit verfestigte – oder auch nicht –, die einer tieferen Verwurzelung des Regimes

entgegenwirkten. Ihn interessiert dabei vor allem das Zusammenwirken struktureller und konjunktureller Faktoren.

Die Studie Horns zeichnet sich durch einen besonders anspruchsvollen historischen Vergleich aus: Sie analysiert vier Departements, die heute zu vier Staaten gehören. Drei waren zweisprachig – franko- und germanophon –, eines nur deutschsprachig. Zwei waren agrarisch-ländlich geprägt und zwei eher städtisch-gewerblich. Diese Vergleichskonstruktion erlaubt darüber hinaus den Vergleich von Gebieten, die bereits zum „alten“ Frankreich vor der Expansion gehört hatten, mit Territorien, die erst wenige Jahre zuvor von Frankreich annektiert worden waren. Der Autor verknüpft seinen Schlüsselterminus „*opinion publique*“ mit dem zeitgenössischen Sprachgebrauch eines „*esprit public*“, der im Kern als Interesse am Gemeinwohl verstanden werden kann“. Horn stützt diese Entscheidung vor allem auf die Einschätzung Hans-Georg Molitors, der „*esprit public*“ als „potenzielle öffentliche Meinung“ versteht. Schließlich bekennt sich der Autor zum Ansatz einer „Verknüpfungsgeschichtsschreibung“, die möglichst komplementäre Quellentypen auswertet und sie kritisch deutend zu einander in Bezug setzt – insbesondere Verwaltungsakten, die von den Präfekturen streng kontrollierten regionalen Zeitungen, die als einzige erlaubte Publikationsorgane eine Monopolstellung in ihren jeweiligen Departementen hatten, Memoiren oder zahlreiche Briefe von Wehrpflichtigen und andere private und dienstliche Korrespondenzen.

Im ersten Teil der Darstellung untersucht Horn die strukturellen Unterschiede zwischen jenen Teilen seiner Untersuchungsregion, die schon vor der Expansion der Republik zu Frankreich gehört hatten, und jenen, die im Zuge dieser Expansion annektiert worden waren. Zunächst analysiert er das Problem der kulturellen Distanz zwischen den seit 1792 eroberten Gebieten und den schon länger zu Frankreich gehörenden Teilen des Untersuchungsraums. Danach forscht er nach möglichen Loyalitäten gegenüber den Dynastien, die diese Gebiete zuvor beherrscht hatten. Im zweiten Teil geht Horn der Frage nach, ob eine mögliche schwache Verwurzelung der napoleonischen Herrschaft zwischen Maas und Rhein auf die Ablehnung der Zentralisation und der ebenso ehrgeizigen wie zweischneidigen Wirtschaftspolitik des Regimes zurückzuführen sei. Zunächst analysiert er die zwei Seiten des Staatsausbaus und danach die Wirtschaftspolitik, die durch einen Aufschwung des Gewerbes und der Industrie und einen Niedergang des Handels gekennzeichnet war. Im dritten Teil der Untersuchung geht Horn den wirtschaftlichen, demographischen und politischen Folgen des andauernden Krieges nach und stellt das Ende der napoleonischen Herrschaft zwischen Maas und Rhein Anfang 1814 dar.

Horns Studie zeigt, dass die Verankerung der napoleonischen Herrschaft in den annektierten Gebieten unter der Tatsache litt, dass diese kurz zuvor territorial, wirtschaftlich und rechtlich revolutioniert worden waren und in der kurzen Dauer des Regimes kaum stabilisiert werden konnten. Hinzu kam ein permanenter zentralstaatlicher Druck, der erheblichen Widerstand hervorrief. Darüber hinaus bevorzugte das Regime Reiche gegenüber Armen und Städte gegenüber ländlichen Regionen. Die Traditionen der früheren Herrschaftsgebiete und Sonderrechte wirkten unter dem napoleonischen Regime deutlich nach. Der zivile Widerstand gegen die Versorgungslasten der Festungen vor der Invasion der Alliierten 1814 war allerdings in altfranzösischen und annektierten Gebieten ähnlich ausgeprägt. Besonders

spaltend wirkten dagegen die rigorosen Requirierungen der französischen Truppen in den Jahren 1813 und 1814 im deutschsprachigen Roer-Departement am Niederrhein.

Vergleichsweise tief prägte sich die kulturelle Differenz zwischen den altfranzösischen Gebieten und jenen aus, die vor der Annexion nicht an Frankreich gegrenzt hatten. In den annektierten Gebieten war das Militär besonders präsent, was zu zahlreichen Verbindungen zwischen einheimischen Frauen und Soldaten führte. Die meisten („Alt“-)Franzosen, die in den annektierten Gebieten permanent anwesend waren, hatten dagegen eine große soziale Distanz zu den Einheimischen. Das lag vor allem daran, dass sie zumeist Gendarmen oder Steuerbeamte waren. Doch gilt dieser Befund auch für die hohen „alt“-französischen Beamten des Regimes. Viele Gemeindeverwaltungen – insbesondere der ländlichen Regionen – arbeiteten nur zögerlich mit den zentralen Behörden des französischen Staates zusammen. Vielfach kam es sogar zu passivem Widerstand gegen ihre Anforderungen. Insgesamt stand die Masse der Bevölkerung der neu gewonnenen Gebiete der französischen Herrschaft eher gleichgültig oder sogar ablehnend gegenüber. Doch entscheidend für den raschen Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft zwischen Maas und Rhein war das Zusammenwirken aller belastenden Faktoren: insbesondere die existenzbedrohende Agrar-, Hunger- und Handelskrise, die sehr hohe Steuerlast, die Wehrpflicht, die vor allem die ohnehin benachteiligte ländliche Gesellschaft hart traf und die auch gewaltsam durchgesetzten Versorgungsleistungen für das Militär. Den Ausschlag gab schließlich die rasche Eroberung dieser Gebiete durch die alliierten Mächte.

Abschließend ist zunächst kritisch anzumerken, dass unklar bleibt, warum Pierre Horn sein Forschungsfeld als „franco-allemand“ bezeichnet. Seine Studie zeichnet ja besonders aus, dass sie nicht nur Territorien in den Blick nimmt, die heute zu Frankreich oder Deutschland gehören, sondern auch Luxemburg und Teile Belgiens. Überdies nutzt Horn die wissenschaftliche Infrastruktur der kleineren Länder des Untersuchungsraums und setzt sich kritisch mit der Forschung auseinander, die aus diesen Staaten kommt. Und die Gleichsetzung von „*opinion publique*“ mit „*esprit public*“, die der Autor durchaus plausibel begründet, lässt die Frage offen, warum er nicht einfach nach Haltungen und Stimmungen in der Bevölkerung gefragt hat. Doch die Frage, welche Frage gestellt werden soll, ist die souveräne Entscheidung jeder Forscherin und jedes Forschers – wenn sie überzeugend beantwortet werden kann. Und dies ist hier der Fall. Der auffällig kurze Untersuchungszeitraum schließlich ist ganz offensichtlich der Preis für die überaus anspruchsvolle, arbeitsaufwändige Vergleichskonstruktion. Doch ist er gut gewählt, weil er die Periode äußerst raschen Wandels der „Übergangsgesellschaft“ (Christof Dipper) umgreift. Auch hier überzeugt diese Studie. Somit verdanken wir Pierre Horn eine wirklich herausragende Forschungsleistung, die unseren Blick auf eine entscheidende Phase der Geschichte des Raums zwischen Maas und Rhein wesentlich schärft. Er argumentiert auf einer breiten Grundlage komplementärer Quellen, die er kritisch abwägend und schlüssig interpretiert hat. Sein Buch ist ein wegweisendes Beispiel vergleichender – meta- oder transnationaler – europäischer Geschichtsschreibung im Sinne einer „*histoire croisée*“.

Norbert Franz (Wiesbaden)

Cercle Luxembourg 1909-2010, hrsg. von der Agence luxembourgeoise d'action culturelle. Luxembourg 2016; 150 S.; ISBN: 9789995991180; 25 €.

Es ist keine Seltenheit, dass ein Buch sich ausschließlich einem einzigen Bauwerk widmet; besitzt der Bau eine gewisse – architekturhistorische oder kulturgeschichtliche – Reputation, kann eine entsprechende Literaturliste erstaunlich lang werden. Zum Kölner Dom oder der Kathedrale von Reims beispielsweise erreicht die Anzahl wissenschaftlicher und populärer Publikationen den drei- bis vierstelligen Bereich.

Eine solche Schlagzahl hat wohl (noch) kein Luxemburger Bauwerk erlangt; auch nicht der „Cercle“, der nun erstmals ausführlich in einer eigenständigen Publikation gewürdigt wird. Der Schritt war lange fällig, zählt der prominente Bau doch zu den zentralen Denkmälern Luxemburgs, die als „Lieux de mémoire“ (oder „Erinnerungsorte“) definiert werden. Ein Anreiz für die Publikation dürften die im Jahr 2011 abgeschlossenen Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten gewesen sein, die aus dem ehemaligen Stadthaus ein Kongress- und Ausstellungszentrum machten. Dazu wurde das 2003 geschlossene Kino auf dem Nachbargrundstück, das ehemalige Ciné Cité, mittels einer Brücke über die Rue Genistre angebunden, um – nun unter dem Namen „Cercle-Cité“ – weitere Räume unterzubringen.

Auch diese Punkte werden in dem vorliegenden Band angesprochen, obwohl es insgesamt weniger um die Baugeschichte des Cercle geht. Nicht die Architektur und der – durchaus interessante – Wettbewerb im Rahmen des urbanen Entwicklungsschubs nach 1900 stehen im Vordergrund, auch wenn die Umstände selbstredend kurz angerissen werden. Gleichmaßen wird das große Relief über dem Eingang (die Verleihung des Freiheitsbriefes der Gräfin Ermesinde an die Stadt Luxemburg 1244) von Pierre Federspiel vorgestellt, obwohl es nicht primär um Bauschmuck, die Ausstattung oder typologische Bedeutung des Baus geht, sondern um die kulturgeschichtlich ausgesprochen spannende Nutzungsgeschichte.

In Bildern und Texten bietet die Publikation so ein weit umfassendes Potpourri von allerlei Veranstaltungen, die im Cercle stattgefunden haben. Ausstellungen von bildenden Künstlern und Fotografen fanden an diesem Ort ebenso ihren Platz wie Konzerte sämtlicher musikalischer Stilrichtungen. Die Räumlichkeiten erlebten im Laufe eines Jahrhunderts Messen zu den unterschiedlichsten Produkten, Kongresse über zentrale Fragestellungen der Zeit und – modern gesprochen – Events jeder Art. Bei Staatsbesuchen haben royale Würdenträger (von Queen Elizabeth bis Bhumibol von Thailand), Präsidenten und sonstige Staatsoberhäupter in Kameron gelächelt und elegante Roben präsentiert.

In den thematischen Kapiteln werden der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit sowie der Funktion des Baus als Verwaltungsgebäude im Lauf des Jahrhunderts größere Anteile eingeräumt. Freilich ist der Bezug zum Cercle mitunter ein wenig unspezifisch und lässt sich auf den „Genius Loci“ reduzieren. Dass an diesem Ort mit dem Zusammenkommen der CECA (Communauté européenne du charbon et de l'acier) in den 1950^{er} und 1960^{er} Jahren ein Grundbaustein der europäischen Einigung gelegt wurde, ist beispielsweise überaus spannend, selbst wenn es wenig mit dem Gebäude selbst zu tun hat. Dessen ungeachtet erhält der Leser auf diesem

Weg zugleich eine komprimierte Kulturgeschichte der Stadt im 20. Jahrhundert mit einer Fülle an neuen Einsichten und bislang wohl nur Experten bekannten Fakten. Kleinere Fehler (S. 104 ist mit „GEBERIT“ wohl die „GEDELIT“ gemeint; S. 115 heißt es „2954“ statt „1954“) verzeiht man daher, doch seien zwei allgemeinere Kritikpunkte gestattet: Einerseits hätte sich der Historiker in mancherlei Hinsicht eine stärkere Kontextualisierung der Ereignisse gewünscht. Bei einem stadtschichtlich motivierten Band ist dieses Manko sicherlich nicht schwerwiegend, doch gehen die vielen und interessanten Informationen selten über das Deskriptive und Dokumentierende hinaus. Tatsächlich ärgerlich ist andererseits hingegen die mitunter überaus bescheidene Druckqualität der – fotografisch im Übrigen durchweg hervorragenden – Farbaufnahmen, die teilweise (z.B. S. 34, 38, 100, 134) sehr kontrastarm wirken. Dies ist besonders vor dem Hintergrund der Bildauswahl besonders schade, denn diese selbst ist beeindruckend: Was in dem Band an bekannten und weithin unbekannten Aufnahmen ausgebreitet wird, dürfte selbst Kenner erstaunen. Sie passen zu dem spannenden Inhalt, den der Band in seiner Gänze auszeichnet: eine wichtige Publikation über ein nicht minder wichtiges Bauwerk der Stadt.

Stefan Heinz (Wittlich)

100 Joer fräi Gewerkschaften 1916-2016 – Contributions à l’histoire du mouvement syndical luxembourgeois, Esch-sur-Alzette: Le Phare, 2016; 500 p.; ISBN 978-99959-940-9-9; 47 €.

A l’occasion de son centenaire, le plus grand syndicat luxembourgeois a fait publier un livre anniversaire impressionnant de 500 pages avec en cadeau une DVD du film documentaire *Streik*. Les différentes contributions à l’histoire du mouvement syndical reprises dans l’ouvrage ont été coordonnées par Frédéric Krier, Jacques Maas, Arnaud Sauer et Denis Scuto. Les notes et les références en fin de chapitre assurent le caractère scientifique de l’ouvrage. Certains articles dépassent le cadre de l’analyse historique et documentent les positions de l’OGBL par rapport aux questions politiques et sociales. Les illustrations, fruits d’une recherche iconographique fouillée, retiennent l’intérêt du lecteur. On peut regretter, par contre, certaines répétitions évitables.

Jacques Maas insiste sur la présence de deux tendances au moment de la fondation du syndicat libre en 1916: la première veut aligner le syndicat nouveau sur le parti socialiste et une deuxième préfère la création d’un syndicat politiquement neutre (l’ère des pionniers du syndicalisme ouvrier). Cette dernière tendance va l’emporter, ce qui fait que les membres fondateurs viennent d’horizons idéologiques différents comme les ouvriers des associations d’ouvriers catholiques. Ce syndicat va jouer un rôle politique éminent puisqu’il va présenter des candidats aux élections sous l’étiquette de «Parti populaire» pour la Chambre au canton d’Esch. En affrontant le bloc de la gauche, il n’aura pas d’adversaires du parti de la droite dont il sera l’allié objectif.

Denis Scuto (la grande grève de 1921, les syndicats libres dans l’entre-deux-guerres) tire profit de ses recherches antérieures. «Pour empêcher les socialistes d’(…) étendre leur influence, le clergé luxembourgeois décide en 1916 d’appuyer

la création d'un grand syndicat neutre dans le bassin minier, en conseillant aux membres des associations ouvrières catholiques de le rejoindre » (p. 11). Cette explication de Scuto ne nous satisfait pas tout à fait puisqu'il néglige le rôle du Parti de la Droite. Par ailleurs, le syndicaliste chrétien Leo Wagner souligne dans ses mémoires qu'un certain nombre d'ouvriers catholiques ont rejoint le syndicat neutre par patriotisme. L'influence de plus en plus déterminante du LMAV (ancré nettement à gauche) dans le LBMIAV et l'apparition d'un syndicalisme révolutionnaire font qu'une partie des ouvriers d'obédience catholique quittent le syndicat libre à partir de 1921 pour rejoindre les nouvelles organisations syndicales chrétiennes.

Marc Schoentgen explique dans sa contribution la liquidation des syndicats luxembourgeois dans le cadre de la politique de la réorganisation national-socialiste au Luxembourg (1940-41), sujet qu'il a étudié dans sa récente thèse de doctorat. Dans le cadre de la politique de l'Ordre nouveau nazi, les syndicats luxembourgeois sont mis au pas sous la conduite du *Stillhaltekommissar*, qui confisque leurs biens matériels et empêche toute activité syndicale normale. Les militants de tous les syndicats luxembourgeois sont intégrés de force dans les organisations de masse nazis. Schoentgen décrit le rôle difficile des militants des syndicats libres tiraillés entre collaboration et résistance active. Il illustre bien la liquidation d'un syndicat à l'exemple de la fédération des travailleurs du livre.

Ben Fayot évoque la renaissance des syndicats libres dans l'immédiat après-guerre. Il revient sur les années d'exil de Pierre et d'Antoine Krier, leurs contacts avec les syndicats américains et les travaillistes britanniques pour expliquer ensuite avec beaucoup de détails les raisons de la naissance du syndicat communiste. L'aide des syndicats américains pour le LAV rappelle le contexte de la guerre froide qui est présent lorsqu'en février 1947, le décès de Pierre Krier, figure emblématique du syndicalisme libre luxembourgeois, coïncide avec la fin de la coalition d'union nationale en mars 1947. POSL et PCL sont écartés du pouvoir. Le LAV peut désormais formuler des revendications plus hardies par rapport au gouvernement «de droite» et au patronat. Un certain renouvellement des cadres permet à des hommes nouveaux comme Antoine Weiss d'entamer une carrière de dirigeant syndical influent.

Dans son article «Les luttes syndicales des années 1950», Denis Scuto reprend un texte déjà publié en 1999. Il affirme que les années cinquante constituaient l'âge d'or du syndicalisme libre luxembourgeois. Il présente les acteurs syndicaux des années 1950 et insiste sur le syndicat des cheminots, dirigé par Albert Bousser, qui n'hésite pas à affronter un ministre socialiste des transports Victor Bodson. Les syndicats estiment que le lancement de la CECA ne peut rester sans retombées positives pour les ouvriers sidérurgistes. Pour résoudre le conflit social, l'expert suisse Henri Rieben propose un «arbitrage qui combine la modernisation et la croissance économique avec la consolidation du niveau social atteint au Luxembourg» (p. 168). Les années cinquante marquent aussi le déclin irrémédiable du syndicalisme communiste et la montée des syndicats des employés privés et des fonctionnaires.

Régis Moes, curateur de l'exposition consacrée à la guerre froide au MNHA, décrit lui aussi le contexte difficile pour le syndicalisme ouvrier durant la guerre froide. Il insiste sur les divisions du monde ouvrier qui existaient déjà avant la

2^e Guerre mondiale notamment entre syndicats réformistes et syndicats communistes. De cette guerre fratricide a pu sortir un tiers gagnant : le syndicat chrétien LCGB. Le PCS, grâce à son « alliance contre nature » avec le PCL, peut accéder au conseil échevinal d'Esch/Alzette, et offre le poste de bourgmestre à un communiste. Michel Rasquin, journaliste du Tageblatt, anticommuniste virulent, ne manque pas de discréditer cette alliance entre le « totalitarisme communiste et les anciens promoteurs de la loi muselière ». Moes revient sur les retombées des principaux événements de la guerre froide en Europe (occupation de la Hongrie en 1956 ou encore de la Tchécoslovaquie en 1968) sur la scène syndicale luxembourgeoise. Le syndicat communiste FLA est finalement résorbé par le LAV en 1966 ; ainsi la discussion sur l'entrisme des communistes dans le syndicat socialiste est relancée.

Ben Fayot évoque les années soixante, une période cruciale de la recomposition syndicale, selon lui. Il constate une relève des générations et distingue les syndicalistes qui sont à la fois hommes politiques (Antoine Krier) et ceux qui « n'aiment pas tellement la politique » (Antoine Weiss). L'aile gauche de la direction syndicale avec Mathias Hinterscheid et Antoine Weiss est renforcée à la fin de cette période.

Denis Scuto et Adrien Thomas montrent comment les immigrés ont participé à l'émergence du syndicalisme libre luxembourgeois dans leur article « Entre solidarité internationale et protection de l'emploi national : les syndicats et les immigrés ». Ils constatent que les syndicats et le gouvernement luxembourgeois se sont alliés dans l'entre-deux-guerres pour mieux protéger les travailleurs luxembourgeois contre la concurrence étrangère. Ils évoquent l'internationalisation du monde ouvrier dans le cadre des fêtes du 1^{er} mai depuis 1921. Les immigrés, surtout italiens, sont l'enjeu de rivalités entre syndicats communistes et socialistes dans l'entre-deux-guerres. Après la guerre, la peur d'une surpopulation étrangère fait place à une certaine compréhension et à un changement d'attitude par rapport aux ouvriers étrangers. L'OGBL recrute désormais des responsables syndicaux d'origine étrangère et adopte une attitude positive par rapport aux différentes cultures syndicales.

Henri Hoffmann présente la fête ouvrière par excellence, le 1^{er} mai, dans son contexte national et internationaliste, mais aussi dans sa perversion par l'occupant nazi.

Frédéric Krier, membre du bureau exécutif de l'OGBL, explique les conditions de la fondation du nouveau syndicat unitaire en 1979 du point de vue d'un haut responsable de ce syndicat. En 1979, le secrétaire général du LAV, John Caste gnaro, entreprend, après de nombreux échecs, une nouvelle initiative pour créer un syndicat unitaire. Frédéric Krier résume les positions des syndicats de salariés luxembourgeois du secteur privé invités à rejoindre le nouveau syndicat unitaire. On regrette de ne pas apprendre les raisons qui ont fait que la CGFP reste en dehors du syndicat unitaire.

Les élections sociales de 1979 ne sont pas favorables au nouveau syndicat unitaire, mais l'OGBL est le plus important syndicat luxembourgeois du secteur privé, loin devant le LCGB, les autres syndicats ne jouant qu'un rôle marginal.

Signalons enfin les biographies bien documentées des responsables syndicaux et des hommes politiques proches des syndicats libres à la fin de cet ouvrage très riche

qui apporte une contribution importante à l'étude de l'histoire syndicale luxembourgeoise.

Jean-Marie Majerus

Gunter ALTENKIRCH, Volks- und Aberglauben. Gegenständliche Belege aus dem Saarland und angrenzenden Gebieten. Saarbrücken: Geistkirch Verlag, 2017, 215 S.; ISBN: 978-3-946036-70-8; 37,80 €.

Das vorliegende, reich bebilderte und aufwändig editierte Buch ist der bislang siebte Band der Reihe „Saarländische Volkskunde“. Zumindest nach der Zählung im Vorwort (S. 7), denn im Impressum fehlt ein entsprechender Hinweis. Das Vorwort stammt von dem emeritierten Professor für Landesgeschichte an der Universität Trier, Franz Irsigler, und verleiht der Studie das Prädikat ‚wissenschaftlich wertvoll‘. Es zeugt von der Anerkennung, die Altenkirch zusteht als Archäologe der Gegenwart und Ethnologe einer der am schwierigsten zu erfassenden menschlichen Handlungen: des Umgangs mit dem Übernatürlichen.

Der Autor Gunter Altenkirch ist Sammler und Gründer eines (privaten) Museums „für dörfliche Alltagskultur“, das 1988 im Saarland, genauer in „einem Bauernhaus unter der Kirche“ in Rubenheim (S. 7), errichtet wurde. 2012 wurde dieses um ein „Museum des Saarländischen Aberglaubens“ ergänzt, dessen Sammlungsstücke auch in Luxemburg in Ausstellungen zu sehen waren. Der diplomierte Wirtschaftsingenieur hat sich als „Volkskundler“ seit Jahren einen Namen gemacht und, seiner Vita zufolge (S. 215), mehr als 70 Publikationen „zur Volkskunde im Saarraum“ veröffentlicht. Das Buch erschien in einem lokal verankerten Verlag, verweist aber in seinem Titel auf die Nachbarregionen und bespricht vermehrt auch Vorfälle oder Objekte aus Luxemburg, Lothringen und dem Elsass. Vergleiche mit Bräuchen aus Süd- oder Norddeutschland zeigen, dass diese zuweilen „in unseren Gegenden weniger verbreitet“ waren, auch wenn der Band keine systematisch-komparative Studie vorlegt.

Als Autodidakt hat Altenkirch bereits als Jugendlicher in den 1950er Jahren angefangen, Gespräche mit „Zeitzeugen“ aufzuzeichnen (eine Sammlung, die vom Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte in Bonn digitalisiert werden soll), und seit den 1970er sammelt er Gegenstände der Alltagskultur. Sein besonderes Interesse gilt magischen Objekten, die seit Alfred Gell einen Grundstein der Material Culture-Forschung bilden.¹ Diesen Gegenständen wird in der Tat eine besondere (Eigen)kraft zugeschrieben durch ihre Verbindung von Materialität, menschlichem Einwirken und vermeintlich externer Handlung.

In einem einleitenden Kapitel erklärt Altenkirch den problematischen Begriff „Aberglaube“ (von monotheistischen Religionen ‚verteufelt‘) und seinen Zusammenhang mit Angst und Schutzsuche. Demgegenüber wird der Begriff des „Volks Glaubens“ als neutral bevorzugt (S. 9 – Fußnote 1). Die Geschichte dieses Begriffs wird nicht reflektiert, obschon ein Paradox offengelegt wird, wenn die moderne Esoterik, diese „neue globalisierte Glaubenswelt“, ebenfalls als „Volks Glaube“ (S. 10) beschrieben wird. Wer ist denn dieses „Volk“? Und wie grenzt

¹ GELL, Alfred, *Art and Agency. An Anthropological Theory*, Oxford 1998.

es sich von etwaigen „Eliten“ ab? Der Begriff wurde im 19. Jahrhundert unter dem Einfluss der Romantik geprägt, um das ‚authentische‘ Volkstümliche von dem ‚kosmopolitischen‘, progressistischen Elitedenken abzugrenzen und zu dokumentieren.

Die Arbeit stützt sich auf jahrzehntelang angesammeltes Quellenmaterial. Hinter den originellen Kürzeln in den Fußnoten (z. B. Ar 307, Prot und V734) verstecken sich so unterschiedliche Quellen- und Literaturangaben wie der *Atlas der deutschen Volkskunde* (Auszüge), das eigene Protokollarchiv der „Gespräche mit Zeitzeugen sortiert nach Aufnahmedatum“ und die *Landes- und Volkskunde der Bayrischen Rheinpfalz* von 1867. Ob das eigene Karteikartenarchiv (Kt) und Bildarchiv (Fol) im Museum in Rubenheim einsehbar sind, ist nicht ersichtlich; diese wären aber auch für andere ForscherInnen eine wahre Schatzgrube.

Neben rezenten Monographien und unumgänglichen Klassikern wie den Grimm- oder Zedler-Lexika wird die Medienlandschaft der Region intensiv rezipiert (vom *Amtsblatt der königlich-preußischen Regierung in Trier* bis zur *Saarbrücker Zeitung*). Etwas willkürlich zusammengewürfelt wirken Quellen wie Tacitus' *Annalen*, der *Hexenhammer* (dessen Autoren noch als Kramer und Sprenger angegeben werden, obschon Sprengers Autorenschaft heute angezweifelt wird²), Pflanzen- und Tierbücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Sagen und Erzählungen sowie volkskundliche Studien aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die unorthodoxe Zitierweise macht es schwierig zu überprüfen, ob grundlegende Referenzen fehlen, auch wenn die Literatúrauslese unbestreitbar äußerst ergiebig ist.

Das Werk ist enzyklopädisch angelegt und umfasst 43 alphabetisch geordnete Haupteinträge (von „Amulette“ bis „Zettel“) neben einleitenden Kapiteln zu den „Resten“ vorchristlicher Religionen (Wodan, Donar und Holda), den Überlagerungen durch Christentum und Hexenglauben sowie den fluiden Grenzen des „Aberglaubens“. Der Fokus liegt auf den überlieferten Praktiken und Überzeugungen, die der Autor im 20. Jahrhundert noch mündlich ‚einfangen‘ konnte. Das genaue Datum der Gespräche wurde dabei notiert, aber das Alter der GesprächspartnerInnen und die Zeit, in der das Beschriebene vorkam, bleiben meist unbestimmt. So sind die Ergebnisse der „oral history“ zwar reich an Atmosphäre, aber relativ kontextarm. Sie gewinnen an Aussagekraft dank ihrer Häufung und Verbindung mit materiellen Zeugen. Letztere sind z. T. photographisch dokumentiert, aber meist sehr vage datiert. So finden sich unter „Bauopfer“ (also in Bauwerken abgelegten oder eingemauerten Gegenständen, denen eine Schutzfunktion zugesprochen wurde) viele Schuhe, von denen „etwa zwei Dutzend“ dem Museum in Rubenheim gehören (S. 50) – ohne dass diese aber genauer datiert worden wären. Eine Frage, der es sich lohnen würde nachzugehen, ist, wann genau dieser Brauch aufkam, inwiefern Schuhe tatsächlich „stellvertretend für Menschen“ bzw. für Knochenfunde aus Friedhöfen und Diebstähle aus Ossarien eingemauert wurden, und bis wann vollständige Menschenskelette ‚geopfert‘ wurden. Zu unbestimmt erscheinen Zeitangaben, dass dies „vor Jahrtausenden“ der Fall war, bei Kindern

² Siehe KRAMER, Heinrich (Institoris), *Der Hexenhammer. Malleus Maleficarum. Kommentierte Neuübersetzung*, hg. und übersetzt von Günter JEROUSCHEK / Wolfgang BEHRINGER, München 2000.

und Verbrechen „bis ins 17. Jahrhundert“ möglich war und in Grevenmacher um 1900 eine solche Ausgrabung getätigt wurde – ohne Hinweis auf das Alter des Gebäudes oder des Skeletts (S. 50-51). Letzteres könnte allerdings auch auf ein Verbrechen hindeuten und nicht auf ein „Bauopfer“. Auch wie verbreitet und bis wann diese Bräuche üblich waren, ist schwierig zu rekonstruieren. Eine These des Autors lautet, dass sie „durch die Arbeiterkultur“ an Inhalt verloren. Allerdings wird nicht erklärt, warum die „kleine Massel aus der alten Schmelz“ des späten 19. Jahrhunderts oder der eingemauerte Fußballschuh aus den 1950^{er} nicht als ernst gemeinte „Bauopfer“ gelten können (S. 52, 54). Das Beispiel dieses Eintrags zeigt, wie ungemein reichhaltig dieses Werk ist. Jedes Kapitel enthält eine Vielfalt an konkreten Objektbelegen und erklärenden Aussagen, wobei versucht wird, die Funktionen und Praxen einleuchtend darzustellen, ohne widersprüchliche Auslegungen auszuklammern.

Hervorzuheben sind Querverweise und ein detailliertes Stichwortverzeichnis, leider kein Ortsverzeichnis – aber vielleicht wird dieses ja in einem achten Band nachgeliefert. Zu hoffen bleibt jedenfalls, dass weitere Bände der „Saarländischen Volkskunde“ und seiner Nachbarregionen geplant sind.

Sonja Kmec

Yves STEICHEN, UTOPIA. Une passion pour le Septième Art. Du Ciné-Club 80 au Groupe Utopia, Luxembourg, 2017, 212 p. ; ISBN 978-99959-0-148-6; 20 €.

Retracer 40 ans d'exploitation cinématographique au Luxembourg par le biais de la <success story> Utopia, un ciné-club devenu multinationale, telle est l'ambition de l'historien Yves Steichen. Ce livre de 212 pages richement illustrées, au style fluide, au graphisme et à la mise en page soignés se veut avant tout destiné au grand public. Si l'édition par Utopia Management S.A. laisse à penser, au premier abord, à une monographie hagiographique, il n'en est rien. L'ouvrage s'appuie sur une étude scientifique minutieuse menée dans le cadre d'un mémoire de master à l'Université du Luxembourg.

Cette recherche convoque de nombreuses archives tant privées que publiques, ce qui en fait toute sa richesse. En effet, le monde du 7^{ème} art n'est pas accoutumé à la pratique de l'archive et l'histoire du cinéma en est dès lors souvent entravée. Dans le cadre de cette étude, les sources, consciencieusement référencées en fin de chapitre, sont au contraire abondantes et variées. Y. Steichen a en effet appréhendé des rapports de comité, de la correspondance, des textes officiels, de la presse écrite, des brochures, des affiches de films, des photographies et des témoignages d'anciens membres du Ciné-Club 80. Des citations, issues de ces interviews, jalonnent le récit et constituent sans conteste une valeur ajoutée permettant de relativiser les documents écrits.

Le focus sur le Ciné-Club 80 – converti en groupe Utopia – de 1975 à 2015 permet d'avoir un objet d'étude clairement défini et clos dans le temps, un atout tangible dans le cadre d'une monographie. Le récit, structuré en cinq chapitres, suit d'ailleurs une ligne chronologique classique mettant en évidence les différentes phases de structuration de l'exploitation cinématographique au Luxembourg.

Le premier chapitre, consacré aux *origines du Ciné-Club 80* (1967-1977), revient sur la genèse des ciné-clubs au Luxembourg. À l'instar de leurs voisins français, ils se développent dans les années 1950-1960 afin de proposer une alternative aux circuits commerciaux. La projection dans un cadre privé permet d'éviter la censure sur des « films artistiquement plus ambitieux » et offre la possibilité de « susciter la réflexion et la critique » (p. 14). Si les différentes tendances politiques y sont représentées, Y. Steichen choisit de se focaliser sur les ciné-clubs émanant des structures catholiques et de la sphère éducative, précurseurs du Ciné-Club 80. Au-delà de leur mission intellectuelle, ces ciné-clubs s'inscrivent dans un projet plus large d'encadrement de la jeunesse et de ses idées : leurs programmations sont élaborées de manière concertée par des comités de jeunes, mais elles sont *de facto* sous contrôle des adultes. Dans ce formatage de la pensée, un Resnais ou un Godard siègent au salon des refusés ! Dans les années 1970, le Ciné-Club 80, nouvellement créé, va s'émanciper de cette tutelle parentale et proposer une programmation plus audacieuse visant une « éducation à l'esthétique et à l'histoire du cinéma » (p. 31). Cette évolution s'insère en réalité dans une société luxembourgeoise où, depuis Mai 68, règne un « esprit de réforme » (p. 30) mais où l'exploitation cinématographique est en crise.

Le tournant des années 1970-1980 va constituer *une époque charnière pour le paysage cinématographique luxembourgeois (1978-1983)* (chapitre 2). Le secteur vivote : les installations n'ont pas été modernisées et les « salles palaces » ferment leurs portes. Face à cette pénurie de l'exploitation, « le centre de gravité [du Ciné-Club 80] se déplace (...) vers un soutien plus stratégique du cinéma » (p. 60) par une mise en réseau des ciné-clubs, par la réouverture de salles désaffectées, par la création de festivals, par des activités d'éducation aux médias... Pour l'auteur Y. Steichen, l'enjeu sous-jacent est d'éviter l'arrivée au Grand-Duché de sociétés étrangères et de leurs complexes multisalles dominés par l'*American way of life*. Celle-ci impliquerait une perte de contrôle sur la culture cinématographique du pays. Dans ce contexte tendu, le Ciné-Club 80, jusqu'à présent nomade, décide en 1983 de renforcer sa position en se sédentarisant dans un écrin autonome et pérenne : le cinéma Utopia.

Le troisième chapitre développe, de manière éloquente, les enjeux pour les membres du Ciné-Club 80 face à *l'essor du cinéma Utopia* (1984-1989). Le passage d'une association bénévole codifiée par la concertation et les projections occasionnelles à une structure commerciale aux séances quotidiennes, nécessitant des salariés et des investissements technologiques pour assurer un cinéma de qualité et concurrentiel, ne se réalise pas sans difficulté. Cette entrée de l'Utopia dans l'économie de marché et l'affluence de spectateurs amènent d'ailleurs une inévitable transformation *vers le multiplexe (1990-1996)*, objet du quatrième chapitre. Une période où les tensions au sein de l'association entre les « cinéphiles passionnés » et les « pragmatiques » sont décuplées face aux choix cornéliens en termes de programmation et de développement des espaces de projection. Un dilemme idéologique qui mettra progressivement, et presque inexorablement, fin au Ciné-Club 80 en 1993 alors que l'Utopia est en pleine expansion.

Le dernier chapitre, moins étendu, permet de clôturer la *success story*. Avec la création de *l'Utopolis Kirchberg* (1996-), un complexe de dix salles excentré de

Luxembourg-Ville, le groupe Utopia S.A. provoque, certes, «la relance économique d'un secteur depuis longtemps en régression» (p. 183), mais annonce aussi le déclin des salles «traditionnelles et désuètes» en centre-ville. La passion «cinéphile» du Ciné-Club 80 est néanmoins perpétuée par une programmation alternative en collaboration avec des associations caritatives ou militantes. En 1999, l'expansion internationale d'Utopia S.A. en France, en Belgique et aux Pays-Bas confirme la solidité financière du groupe, mais la plupart des fondateurs ont atteint l'âge de la retraite. Le groupe suscite les convoitises : en 2016, les cinémas Utopia sont repris par le géant belge Kinepolis. La culture du pop-corn l'a emporté sur les «utopistes» de la première heure.

L'ouvrage d'Y. Steichen s'ancre indubitablement dans le champ de recherche «Cinéma et Histoire» où l'objet cinématographique est observé sous toutes ses facettes. L'historien décrypte les structures et les initiatives déployées pour soutenir la culture et l'infrastructure cinématographique au Luxembourg tant par les collectivités locales que par l'État et les rapports de force complexes que cela implique. Il brosse le profil sociologique des membres du ciné-club et du public. Il décrit la réception dans la presse écrite et, plus largement, dans la société luxembourgeoise, des activités du groupe. Il prend également en compte, et ce de manière judicieuse, l'histoire des évolutions techniques et de leurs impacts sur «la» séance de cinéma nous faisant voyager de la salle paroissiale non chauffée, aux chaises inconfortables et aux projecteurs bruyants, au confort visuel et sonore du multiplexe du XXI^e siècle.

On peut cependant émettre quelques regrets : l'absence d'une bibliographie finale reprenant l'ensemble des archives et des ouvrages consultés qui aurait constitué un outil précieux pour les chercheurs ; l'imprécision des légendes de certaines illustrations pour un lecteur néophyte ; le manque de chiffres pour l'exploitation commerciale qui auraient permis de se représenter la part de marché de ces ciné-clubs dans le paysage luxembourgeois. Enfin, bien que rédigé dans le cadre d'un master en Histoire européenne, la mise en perspective internationale reste fragile. Certes, cette faiblesse incombe au genre monographique, mais une comparaison plus large, avec la France et la Belgique notamment, aurait été intéressante en termes d'évolution structurelle des ciné-clubs et des initiatives étatiques sur le secteur de l'exploitation et de l'éducation cinématographiques.

Cette recherche n'en demeure pas moins une étude de cas de qualité qui permet d'enrichir tant l'histoire culturelle, sociale, économique du Luxembourg que l'histoire du cinéma.

Bénédict Rochet (Namur)

Anne-Marie MILLIM (Hg.), Batty Weber. Werk und Wirkung, Mersch: Centre national de littérature, 2017, 335 S.; ISBN 978-2-919903-56-6; 25 €.

Premier volume d'une nouvelle série éditée par le Centre national de littérature, l'ouvrage consacré à l'œuvre et à l'héritage culturel de Batty Weber se présente comme un ensemble d'études de textes portant sur l'écrivain ou issus de sa plume. Auteur prolifique de chroniques, d'écrits journalistiques, de pièces dramatiques et de récits en prose, Batty Weber est d'emblée présenté comme une figure

d'identification nationale, les auteurs ayant fait le choix théorique de considérer cette notion comme ancrage plutôt que comme visée de leurs analyses.

L'introduction de l'éditrice Anne-Marie Millim inscrit l'ouvrage dans la lignée des nombreux travaux consacrés à cet auteur aujourd'hui omniprésent dans le paysage culturel luxembourgeois et dont la notoriété résulte de son double rôle de défenseur de la langue et de l'identité luxembourgeoises, ainsi que de pourfendeur de l'interculturalité – les deux trouvant leur expression dans le concept de *Mischkultur*. L'objectif du volume est triple : il s'agit de confronter le lecteur contemporain à des documents inédits, présentés grâce à une approche scientifique interdisciplinaire (théorie littéraire et culturelle, linguistique, histoire, sociologie, archivistique, etc.) pour ainsi porter un regard critique sur la naissance de cette « étoile au firmament culturel du Luxembourg des années 1920 et 1930 » (p. 59).

La diversité des articles fait écho à la « polyfonctionnalité » (p. 20) de l'auteur. La première contribution, « Zur Konstruktion der Figur Batty Weber » de Fabienne Gilbertz, est la seule à ne pas porter sur des écrits de Weber mais sur des articles publiés entre les années 1920 et 1970 qui témoignent de la réception – généralement encenseuse – du feuilletoniste par ses pairs et par la postérité. L'étude de la filiation avec Dicks, des champs sémantiques et des registres stylistiques montre d'abord que la canonisation culturelle de Batty Weber est tributaire de l'émergence d'une littérature nationale. Puis, en relevant des commentaires qui, dès les années 1950, font de Batty Weber le représentant d'une classe bourgeoise et éduquée, F. Gilbertz non seulement nuance la mise sur estrade de Batty Weber, mais situe également les champs littéraire et critique dans leur contexte sociétal.

Si la distinction entre textes fictifs et non fictifs structure le volume, Daniela Lieb s'intéresse aux deux types dans « Ein topografischer Erschließungsversuch am Beispiel von zwei Moseltexten » en analysant les topographies littéraires de Batty Weber (paysages, localités, espaces intérieurs, onomastique) dans un corpus de textes publiés essentiellement dans les *Cahiers luxembourgeois* entre 1924-1935. Dans une perspective foucaldienne, teintée d'emprunts à l'histoire culturelle, D. Lieb définit la géopoétique – en opposition à la géopolitique – comme l'invention littéraire de contre-espaces, mettant ainsi en rapport la production littéraire et des enjeux identitaires ou politiques nationaux.

« Der Abreißkalendermann als Historiker des Alltags » d'A.-M. Millim constitue une étude exhaustive de l'œuvre phare de Batty Weber, le feuilleton *Abreißkalender* composé de 7000 textes parus de 1913 à 1940 : définition poétique et socio-historique du genre, commentaire des choix narratifs et stylistiques de l'auteur, relevé des thèmes dominants et rapports aux lecteurs. L'analyse de la polysémie du titre, qui inscrit le projet weberien à la fois dans l'éphémère et dans la permanence, renvoie au souhait de l'auteur d'éveiller une conscience historique fondée sur l'expérience et l'observation de « l'infra-ordinaire » (p. 96), pour ainsi créer un sentiment d'appartenance ancré dans le quotidien et dans la réalité immédiate, mais aussi dans le contexte patriotique d'un pays dont l'indépendance est incessamment menacée. Néanmoins, l'omission de grands événements politiques, source de scepticisme pour de nombreux lecteurs, souligne selon A.-M. Millim les limites de cette

forme poétique telle que la concevait le feuilletoniste face aux enjeux politiques de la première moitié du XX^e siècle.

L'article « Batty Weber et le cinéma » porte également sur le feuilleton. Présentant Weber comme contributeur au « discours de légitimation artistique et culturelle » (p. 155) du 7^e art, Paul Lesch offre, en citant de nombreux textes, un précieux témoignage de l'essor du cinéma au Luxembourg dès la fin des années 1920 (bâtiments, émergence du film parlant, influences culturelles française et allemande, production cinématographique luxembourgeoise). Il transparaît alors que Weber, qui avait conscience du rôle de la presse dans le développement du cinéma, considérait ce dernier comme le miroir de sa propre activité de feuilletoniste, à savoir un art populaire mais légitime, doté d'un rôle historique et social déterminant.

La première contribution portant exclusivement sur la fiction est consacrée à l'œuvre dramatique de Batty Weber dont Ian de Toffoli souligne la réception paradoxale : couronnée de succès par ses contemporains, eu égard notamment à sa dimension authentiquement luxembourgeoise, elle désintéresse cependant la postérité. L'article établit, résumés détaillés des pièces et catégorisation générique à l'appui, une typologie théâtrale en identifiant trois temps : le premier repose sur l'inscription dans une tradition reconnue du théâtre populaire, fondée avant tout sur la parenté avec Dicks. Cette continuation va de pair avec un désir d'émancipation du modèle, qui se nourrit d'influences internationales et se réalise dans le travail poétique d'adaptation théâtrale. Finalement, une analyse détaillée des pièces *De Sche'fer vun Aaßelborn*, considérée comme « premier drame historique luxembourgeois » (p. 216), *De Pierrot!* et *Le Lasso* sert à démontrer l'innovation de Batty Weber en matière théâtrale, tant au niveau poétique (techniques narratives et composition) que thématique (aliénation du personnage, confusion politique), propre au drame européen moderne.

« Batty Weber als Beiträger des Floréal » permet de découvrir les récits en prose parus dans ladite revue entre 1907 et 1908. En partant de l'article « Über Mischkultur in Luxemburg » de 1909, Samuel Hamen propose une étude des prolégomènes poétiques et narratifs qui ont mené l'auteur à théoriser la notion de *Mischkultur*. Et Josiane Weber de compléter plus loin que le développement du concept remontait à 1907, faisant apparaître la lecture moins anachronique qu'il ne paraît de prime abord (p. 303). Les analyses textuelles de S. Hamen suggèrent que la poétique de la *Mischkultur* repose sur l'inscription de l'interculturalité, sur le mélange des voix narrative et actoriale, ou encore, dans les écrits sur la randonnée, sur la métaphorisation spatiale de la particularité culturelle hybride.

En dernier lieu, « Luxemburger Land und Gesellschaft in Batty Webers Romanen » sélectionne, parmi une dizaine d'écrits en prose parus au Luxembourg et en Allemagne, les cinq textes que l'auteur qualifia lui-même de « romans » : *Fenn Kaß*, *Nick Carter auf dem Dorf*, *Inseltraum*, *Hände* et *Brabanter lernt fischen*. Si l'analyse de Josiane Weber peut paraître conventionnelle (thèmes et motifs, personnages, *chronotopes* romanesques en guise de représentation sociale, concordance biographique, imagologie et contexte sociohistorique), il faut souligner la pertinence de la définition de la culture, qui pour Batty Weber ne se limite ni aux productions artistiques ni à la définition d'une collectivité (p. 307), ainsi que la

grille de lecture féministe qui met en exergue les imbrications complexes de la vie de l'auteur, de son œuvre et de sa réception.

Il est en outre intéressant de constater qu'une biographie de Batty Weber n'est présentée que lors de cette dernière étude, par le biais de l'analyse romanesque. Liée au fait que les contributeurs ne considèrent jamais les textes sans leurs rapports contextuels, l'œuvre sans son auteur, un document sans ses lecteurs, cette particularité témoigne également des nombreux échos et renvois intérieurs qui structurent l'ouvrage et en assurent la cohérence. Offrant un aperçu – non exhaustif mais appliqué – des différentes théories ayant marqué la recherche littéraire et culturelle au Luxembourg, le volume consacré à Batty Weber se révèle incontournable en ce qu'il dépasse ses prétentions monographiques portant sur un auteur et son œuvre, pour dévoiler les enjeux culturels dans le contexte sociohistorique de la première moitié du XX^e siècle.

Sébastien Thiltges

Fabienne SCHEER, Deutsch in Luxemburg. Positionen, Funktionen und Bewertungen der deutschen Sprache (Tübinger Beiträge zur Linguistik), 416 S.; Tübingen: Narr/Francke/attempo Verlag 2017; ISBN 978-3823380979; 78 €.

Die vorliegende Monographie wurde als Dissertationsschrift an der Universität Luxemburg eingereicht und versteht sich als diskursanalytische Untersuchung, die einen interdisziplinären Ansatz verfolgt und sich, neben wissenssoziologischen und linguistischen Bezügen, im Theorieteil vor allem auf Michel Foucault als Gewährsmann beruft. Neben der Erläuterung der Methode umfasst der Text sieben empirische Fallbeispiele: ‚Der Bildungsdiskurs‘ beschäftigt sich mit dem luxemburgischen Schulsystem als Ganzem sowie mit dem Deutschen als Unterrichtssprache (V.). Weiter thematisiert die Untersuchung Fragen von ‚Immigration und Integration‘ (VI.) sowie ‚Fremdenfeindliche Tendenzen im Sprachdiskurs‘ (VII.). Der politische Sprachendiskurs wird mit einem Kapitel zu ‚Sprachenpolitiken und politischer Kommunikation‘ berücksichtigt (VIII.). Einen weiteren Fokus bildet der ‚Bereich Medien, Sprachwissen und Öffentlichkeit‘ (IX, XI); schließlich findet sich ein Kapitel zu Literatursprachen (X.).

Die empirischen Untersuchungen basieren auf umfangreichem und aktuellem Datenmaterial, etwa aus Zeitungsdiskursen, Experteninterviews bzw. Inhalten sozialer Netzwerke und beziehen sich auf die Jahre 1983-2015. Die wesentliche Leistung der Arbeit besteht darin, die luxemburgische Mehrsprachigkeit und ihre diskursiven Formationen in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen und Institutionen (z.B. Schule, Kino, Printmedien) mit zum Teil auch historischen Bezügen detailliert anzusehen. Die Arbeit kommt zu dem Schluss, dass die Bedeutung des Deutschen für die dominierende luxemburgische Sprachgruppe nach wie vor hoch ist, und zwar vor allem als Medien- und Informationssprache. In den sozialen Bereichen finde demgegenüber ein Ausbau des Sprachangebots statt, der mit einer prinzipiell zunehmenden Offenheit der Luxemburger anderen Sprachen gegenüber zusammenhänge.

Die Frage der Stellung und Entwicklung der deutschen Sprache im Kontext Luxemburgs ist ohne Zweifel sehr interessant und relevant für die

Mehrsprachigkeitsforschung. Aus Sicht des Rezensenten weist die Arbeit selbst jedoch einige Mängel auf, die in drei Hauptbereiche zu unterteilen sind: erstens die Frage des Themas, zweitens die der Systematik der Arbeit und drittens die des wissenschaftlichen Vorgehens.

Zunächst also zum Aspekt des Themas. Der Titel der Arbeit lässt eigentlich eine auf das Deutsche in Luxemburg fokussierte Arbeit erwarten. Das ist jedoch nicht der Fall. Zum einen findet sich zur Variante des Deutschen in Luxemburg nur ein kurzes, spezifisches Kapitel (‘Luxemburger Deutsch in der Presse’, S. 307-311). Auch zeigt ein Blick in das Inhaltsverzeichnis, dass es sich um eine Arbeit zur luxemburgischen Mehrsprachigkeit handelt, in der das Deutsche lediglich hie und da besondere Erwähnung findet. Dies wird bestätigt durch die in der – sehr kurzen – Einleitung entfaltete explizite Forschungsfrage: „Die Arbeit setzt sich zum Ziel, das Sprachverhalten in ausgewählten Bereichen des gesellschaftlichen Zusammenlebens darzulegen und herauszufinden, welche Position die einzelnen Sprachen jeweils einnehmen. Die traditionelle Aufgabenverteilung an die drei Landessprachen ist im Begriff sich zu verändern. Die Arbeit wird deshalb von der Forschungsfrage geleitet, wie die dominierende, luxemburgische Sprachgruppe auf die Hinfälligkeit ihrer Sprachverhaltensmuster reagiert und inwieweit sie sich von diesen zu lösen beginnt.“ (S.13) Das hat mit dem angekündigten Fokus auf das Deutsche wenig zu tun. Es bleibt also in der Folge den Lesern überlassen, sich zwischen dieser Frage und der in dem Text verteilten vorhandenen spezifischen Information zum Deutschen in Luxemburg zu orientieren.

Zweitens sei die fehlende Systematik der Arbeit genannt. Zu Exkursen etwa fehlen Angaben im Inhaltsverzeichnis, und es ist allgemein unklar, was warum und wie aufeinander aufbaut. Als Beispiel greife ich die Begründung der Auswahl der empirischen Themenbereiche in der Einleitung heraus, die – so die Verfasserin – „oft, aber nicht immer, mit der soziolinguistischen Kategorie der (Gesellschafts-)Domäne oder der soziologischen Kategorie des sozialen Feldes übereinstimmen.“ (S.14) Die Erwähnung dieser Kategorien deutet eigentlich darauf hin, dass sie eine besondere Bedeutung für die Arbeit besitzen. Tatsächlich finden sich Erläuterungen zu Bourdieus Feldbegriff jedoch nur als knapp anderthalbseitiger Exkurs am Ende eines Kapitels mit der Überschrift ‘Äußerungen, Aussagen, Mentalitäten’ auf Seite 57 des Buchs – und dieser Exkurs taucht nicht im Inhaltsverzeichnis auf. Während einige der Themenbereiche sehr ausführlich behandelt werden (Der Bildungsdiskurs, S. 73-165), fällt die Betrachtung anderer Fälle (Sprachwissen in der Öffentlichkeit und Werbung, S. 348-371) eher kurz aus. Weder in der Einleitung, noch in den Untersuchungskriterien findet sich hierzu eine Begründung.

Der dritte Hauptkritikpunkt, hier zusammenfassend als wissenschaftliches Vorgehen bezeichnet, bezieht sich vor allem auf eine nicht ausreichende Darlegung des Forschungsstands sowie Bezugnahme auf ihn. Er soll nun etwas detaillierter anhand von ausgewählten Beispielen besprochen werden.

Kapitel II beispielsweise beschäftigt sich mit der historischen Sprachentwicklung und soziolinguistischen Erklärungsansätzen. Die Entwicklung der luxemburgischen Mehrsprachigkeit wird auf nur sechs Seiten skizziert. Problematisch ist dabei

vor allem das Fehlen eines begrifflichen Instrumentariums, um soziopolitischen Wandel auch analytisch zu fassen. Liest man den Text, scheint es eine politische Kontinuität eines Staatsgebildes ‚Luxemburg‘ aus dem Jahr 963 bis heute zu geben. Ohne die Diskussion von Konzepten wie ‚Moderne‘ und ‚Nation‘ als Folie wirkt eine solche Geschichtsdarstellung notwendig essentialistisch, zumal wenn vornehmlich auf Sprache abgehoben wird.

In der Folge werden dann fraglos wichtige Begriffe wie Diglossie, Bilingualismus, Domäne bzw. Mündlichkeit und Schriftlichkeit genannt. Auch hier fallen die Kürze sowie der für die Arbeit typische benennende statt analysierende Charakter der Darstellung auf, die sich mit einer umfassenden Darlegung des Forschungsstands nicht verträgt. Da diese Konzepte alle bereits in früheren Publikationen im luxemburgischen Kontext systematisch besprochen wurden, hätte man sich eine ausführliche Diskussion der Thematik und – auf dieser Grundlage – spezifische Positionierungen der Verfasserin gewünscht.

Eine ähnliche, aber weiterreichende Problematik lässt sich am Unterkapitel zu ‚Sprachgruppen‘ zeigen. Zunächst fällt auf, dass Arbeiten zu Luxemburg, die sich explizit an dem Begriff abgearbeitet haben, nicht erwähnt werden. Das Konzept wird dann auf ca. zwei Seiten besprochen (S. 25-27), bevor das Kapitel durch einen Exkurs zu ‚Migrationsbewegungen‘ unterbrochen wird, der sich über drei Seiten erstreckt (S. 27-30) und ebenfalls nicht im Inhaltsverzeichnis auftaucht. Aus dem Exkurs zu Migrationsbewegungen wird dann der Begriff des Wissens – der auch in der Einleitung erwähnt, jedoch nicht erläutert wird – unvermittelt hervorgehoben, mit der geäußerten Absicht, ihn „mit der Hinzunahme von Theorien aus Soziologie, Geschichtswissenschaft und Sozio- und Kulturlinguistik“ (S. 30) zu umreißen, ohne jedoch zu verdeutlichen, zu welchem Zweck dies geschieht bzw. wie dies zur Klärung einer Fragestellung beiträgt.

Im Kapitel ‚Das Wissen der Sprecher – Theoretische Grundlagen‘ werden wesentliche Kategorien wie ‚Wissen‘ und ‚Alltag‘ nicht definiert. Die Verbindung wissenssoziologischer Klassiker (Schütz/Luckmann) mit dem problematischen Begriff der Mentalität wird nicht hergeleitet. Dabei verlangt der offensichtlich unscharfe Mentalitätsbegriff förmlich nach einer kritischen Diskussion, beispielsweise mit Bezug auf Émile Durkheim, Marc Bloch, Maurice Halbwachs oder Pierre Nora sowie Aleida und Jan Assmann und deren Arbeiten zum kollektiven Gedächtnis. So wie von Scheer verwendet, wirkt er stark determinierend und als kollektive Mentalität in einem sehr einfachen Erklärungsmodell bezeichnet, nämlich als ‚Luxemburgische Mentalität‘, die Vielschichtigkeit, Veränderlichkeit, soziale Differenzen und so weiter nicht ausreichend würdigen kann.

Das anschließende Kapitel zu Michel Foucault, den man wohl am ehesten als ‚Philosophen und Geistesgeschichtler‘ (Knoblauch) bezeichnen würde, weist ähnliche Defizite auf: Vergebens sucht man nach einer Diskussion seiner Schriften, die auch kritische Aspekte aufgreift, und damit einer konkreten Verortung des Eigenen gegenüber dem von anderen Gedachten und Geschriebenen. Einen Vorschlag dazu hat etwa Reiner Keller als ‚wissenssoziologische Diskursanalyse‘ vorgelegt. Zwar zieht die Verfasserin Kellers Schriften extensiv heran, verweist aber so auf ihn, dass seine auch für ihre Arbeit zentrale Leistung kaum also solche

erkennbar wird. Auch erläutert sie nicht das Charakteristische bzw. den spezifischen Entstehungskontext (Wissenssoziologie) seiner Vorgehensweise. Vielmehr stellt sie seine/ihre Arbeit explizit in eine diskurslinguistische Tradition nach Matthias Jung und Siegfried Jäger, wiederum ohne deren Ansatz von anderen abzugrenzen: Auch hier ist der Forschungsstand nicht ausreichend dargestellt; bedeutende Autoren wie Konrad Ehlich, Jochen Rehbein oder Angelika Redder fehlen etwa ganz.

Insgesamt bleibt der Eindruck einer Arbeit, die sich zwar einem komplexen Ansatz verschrieben hat, diesem aber nicht gerecht wird, da sie zu einer von vornherein unklaren Themensetzung vor allem eklektisch argumentiert. Da sich der Text nicht auf der Höhe des Forschungsstands bewegt, greift er analytisch zu kurz, was zusammenfassend auch das sehr allgemein formulierte Schlusskapitel illustriert. Die umfangreiche Materialsammlung konnte so leider keiner systematischen Untersuchung zugänglich gemacht werden.

Kristian Naglo (Marburg)